

Zeitschrift: Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 53 (1977)

Artikel: Das Seeland in ur- und frühgeschichtlicher Zeit
Autor: Kaenel, Hans-Markus von / Furger, Alex R. / Bürgi, Zahai
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Seeland in ur- und frühgeschichtlicher Zeit

Hans-Markus von Kaenel, Alex R. Furger, Zahai Bürgi und Max Martin

1. Archäologische Forschungen im Seeland

Hans-Markus von Kaenel*

«Billig beginnen wir mit dem Seeland; denn dieses zeigt verhältnismässig die meisten Spuren keltischen und römischen Alterthums. Der Grund hievon liegt am Tage: dem Instincte folgend, der die ältesten Völker durchgängig in der Wahl ihrer Ansiedlungsorte leitete, liessen sich die alten Helvetier bei ihrer Einwanderung zuerst und vorzugsweise an den Gewässern des Landes nieder, und so musste natürlich in unserem Kanton derjenige Landesteil die Einwanderer am meisten anziehen, in welchem die meisten Gewässer sich vereinigen» (JAHN 1850:3).

Mit diesen Worten eröffnete der Berner Gelehrte *Albert Jahn* (1811–1900, Abb. 1.1) sein 1850 erschienenes Hauptwerk «Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben», ein Buch, das erstmals die Vorgeschichte des Kantons systematisch aufgrund von Bodenfunden darstellte. Seine mit grosser Umsicht aus älteren Schriften, Mitteilungen von Gewährsleuten und eigenen Grabungen zusammengetragenen Beobachtungen bilden eine unschätzbare Quelle für die frühe Geschichte des Seelandes.

A. Jahn setzte diejenige Region an den Anfang seiner Beschreibung, aus der ihm die meisten archäologischen Zeugnisse bekannt waren. Dies traf vor bald 130 Jahren – wie auch heute noch – für das Seeland zu. Die Gründe hierfür hat A. Jahn im eingangs zitierten Abschnitt bereits angedeutet. Das Seeland bot dem frühgeschichtlichen Menschen einen günstigen Lebensraum (Klima, Gewässer, Wald, Wild). Durch die Lage zwischen den ersten Jurahöhen und dem Plateau des Frienis- bzw. Bucheggberges war es ausserdem Teil eines uralten natürlichen Durchgangsgebietes und damit einer Kontaktzone, in der Einflüsse verschiedener Kulturkreise aufeinandertrafen. Es kann daher nicht überraschen, dass in diesem Raume immer wieder bedeutende Überreste vor- und frühgeschichtlicher Kulturen zutage treten, zu deren Überlieferung günstige Erhaltungsbedingungen in Wäldern (Grabhügel, Erdwerke), Gewässern (Ufersiedlungen) und Feldern (römische Gutshöfe, Strassen) beitragen.

* Hans-Markus von KAENEL, Dr.phil.des., Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Bernastrasse 7a, 3005 Bern

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit unseres Landes lässt sich weit zurückverfolgen und findet ihre Wurzeln im Humanismus des 16. Jahrhunderts. Die frühen Schriften blieben jedoch befangen in der schriftlichen Überlieferung und widmeten sich ausschliesslich der keltischen und vor allem der römischen Epoche. Erst später begann man auch die Aussagemöglichkeiten der «stummen» Bodenfunde zu erkennen und erschloss mit ihrer Hilfe bisher unbekannte Zeiträume. Die Erforschung der frühen Geschichte des Seelandes hat im 19. Jahrhundert entscheidende Impulse erfahren. Die Pfahlfelder, die vielerorts im Uferbereich der Juraseen festgestellt werden konnten, regten zu Überlegungen über Funktion und Zeitstellung an. Das Interesse an «antiquarischen Raritäten» wuchs, genährt durch die aus der Romantik erwachsende Begeisterung für die Vergangenheit. Die Berner Regierung liess 1830 in Ipsach und Petinesca graben, 1843 arbeitete A. Jahn auf der Kanincheninsel. *Emanuel F. Müller* (1800–1858, Abb. 1.2), Notar in Nidau, sammelte in den vierziger und fünfziger Jahren als erster in grösserem Ausmasse Gegenstände aus den Seen und Grabhügeln der Umgebung. Ihm verdanken wir viele wertvolle Beobachtungen und die erste archäologische Karte des Seelandes. Seine Sammlung ging 1856 an *Oberst Friedrich Schwab* (1803–1869, Abb. 1.3) über. F. Schwab, lange Jahre Finanzvorsteher der Stadt Biel, liess durch Fischer die Ufer der Juraseen systematisch absuchen. Mit Hilfe von langen Zangen, Stangen und Netzen hoben diese wertvolle Funde und allmählich wuchs die Sammlung Schwab zur grössten und bedeutendsten Pfahlbausammlung ihrer Zeit heran. Teile davon wurden an den Weltausstellungen in Paris (1867) und Wien (1873) gezeigt (VON KAENEL 1979). Pfahlbauten waren nach der Entdeckung der Siedlung von Obermeilen am Zürichsee im Winter 1854 und ihrer berühmten, die Vorstellung von Generationen bestimmenden Deutung (Abb. 1.4) durch Ferdinand Keller (1. Pfahlbaubericht 1854) zu einem eigenen Forschungsgebiet geworden, das das Interesse weiter Kreise auf sich zog. F. Schwab, wie früher auch Em. Müller, meldeten wichtige Neufunde an F. Keller, den einflussreichen Präsidenten der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, der seinerseits darüber in den Pfahlbauberichten schrieb. Gemäss Testament von F. Schwab ging die Sammlung nach seinem Tode an die Stadt Biel über und 1873 konnte das nach seinem Stifter benannte *Museum Schwab* eröffnet werden (BOURQUIN 1954).

An der Untersuchung der Juragewässer beteiligten sich weiterhin massgeblich F. Troyon (Lausanne), P. Gilliéron (Neuenstadt), E. Desor (Neuenburg) und V. Gross (Neuenstadt). In zahlreichen Schriften berichteten sie über ihre Grabungen und Funde.

Die Arbeit der frühen Pfahlbauforschung hat, so unsorgfältig und undifferenziert sie uns heute erscheint, das Wissen um die vor- und frühgeschichtlichen Kulturen entscheidend gefördert. Am augenfälligsten erinnert an die Bedeutung, die der Region und ihren Funden in der Wissenschaft beigemessen wurde, die Bezeichnung der jüngeren Eisenzeit, die seit 1874 *Latène-Zeit* genannt wird. Dies in Anlehnung an die wichtige eisenzeitliche Fundstelle von La Tène, die F. Schwab 1858 am Ausfluss der Zihl aus dem Neuenburgersee entdeckt hatte.

Ein forschungsgeschichtlich entscheidendes Ereignis stellte die erste Juragewässerkorrektur (1868–1891, PETER 1922) dar, in deren Folge der Wasserstand der Juraseen um über 2 m abgesenkt wurde. Viele der früher entdeckten Pfahlfelder la-

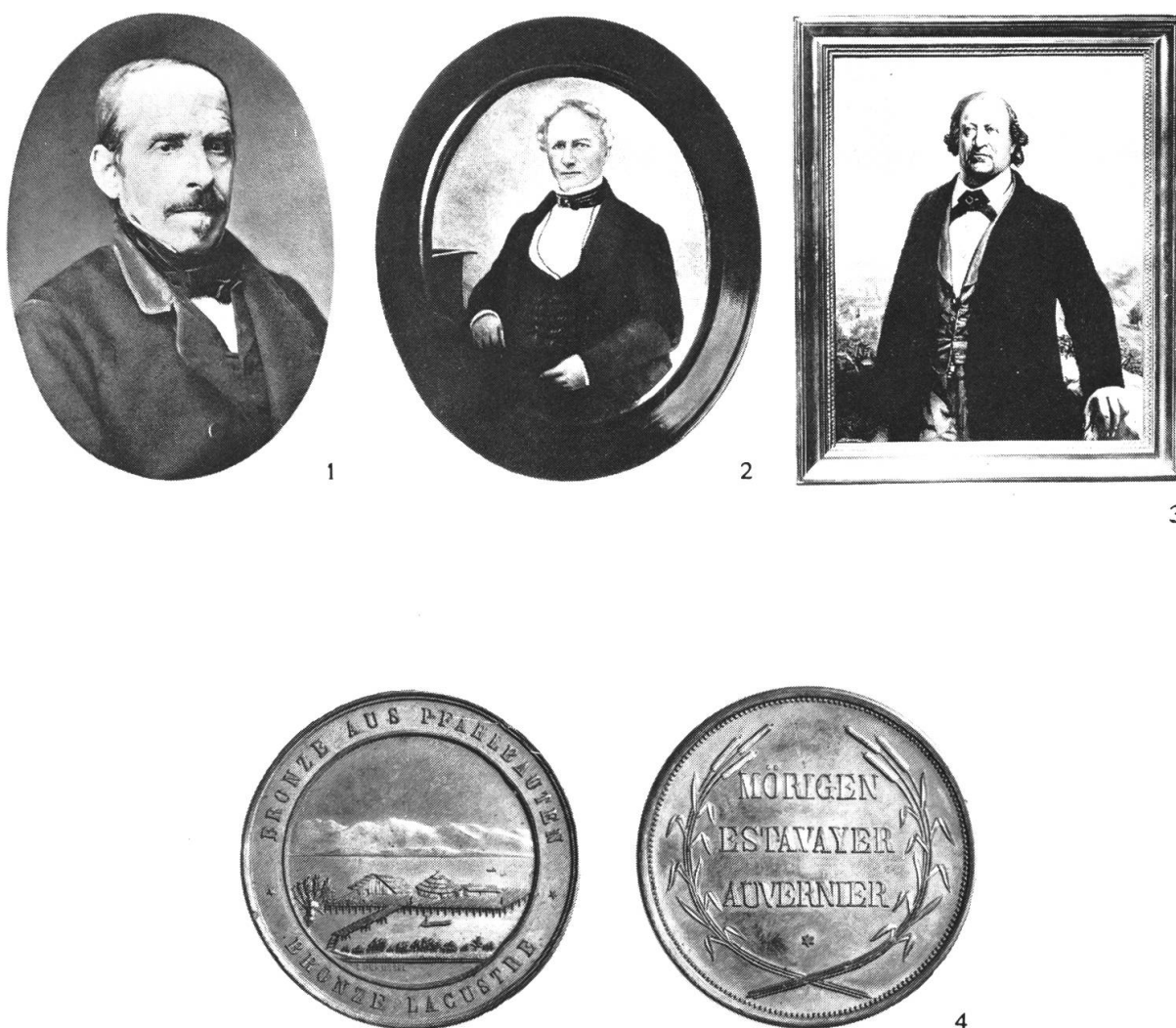


Abbildung 1

1.1. Heinrich Albert Jahn (1811–1900) Foto nach BANDI 1967. 1.2. Emanuel F. Müller (1800–1858). 1.3. Friedrich Schwab (1803–1869) Fotos 1.2. und 1.3. nach BOURQUIN 1943. 1.4. Pfahlbaumedaille aus dem Jahre 1881. Auf Veranlassung von Ed. v. Fellenberg wurden 1881 durch den Berner Medailleur E. Durussel 90 Medaillen aus eingeschmolzenen Bronzebruchstücken aus Mörigen, Estavayer und Auvernier geprägt.

Die Vorderseite zeigt die Idealrekonstruktion eines Pfahlbaudorfes. Diese lehnt sich eng an die «klassische» Rekonstruktion des Pfahlbaues von Meilen, die F. Keller 1854 im ersten Pfahlbaubericht veröffentlicht hat, an. Kellers Rekonstruktion hat die Vorstellung vom Aussehen von Pfahlbauten über hundert Jahre lang geprägt; erst in jüngerer Zeit konnte sich die aufgrund von sorgfältigen Beobachtungen gewonnene Deutung als ebenerdige Ufersiedlungen gegenüber den weitgehend überholten, in weiten Kreisen jedoch als nationales Erbe tief verwurzelten Pfahlbauidyllen durchsetzen.

Die Umschrift der Vorderseite der Pfahlbaumedaille lautet *BRONZE AUS PFAHLBAUTEN* BRONZE LACUSTRE. Auf der Rückseite stehen die Namen der drei Stationen MÖRIGEN, ESTAVAYER und AUVERNIER, die das Rohmaterial zur Prägung der ersten Emission dieser Medaille geliefert haben. Darum herum zwei Büschel von Rohrkolben, eine im Schilfgürtel der Juraseen häufige Pflanze. Bern BHM, Foto S. Rebsamen.

gen nun im trockenen Uferbereich und konnten intensiver als bisher möglich ausgebeutet werden. Berichten zufolge muss zeitweise ein wahrer «Pfahlbaurausch» ausgebrochen sein. Die Fischer sollen anstelle von Fischen Körbe voller Steinbeile, Bronzewerkzeuge und Keramikgefässe auf dem Markt in Neuenstadt angeboten haben. Für einen guten Absatz sorgte ein weltweites Interesse an diesen Antiquitäten. Zahlreiche grosse europäische und amerikanische Sammlungen besitzen Material aus den Juraseen. Die Berner Regierung verbot 1873 Privatgrabungen und liess ihrerseits durch *Edmund von Fellenberg* (1838–1902), den nachmaligen Begründer der Ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des Historischen Museums und *Eduard von Jenner* (1830–1917) verschiedene Siedlungen untersuchen (Abb. 1.4). Die Funde wurden zugunsten der Juragewässerkorrektion verkauft, wobei festzuhalten bleibt, dass die erste Auswahl ins Berner Antiquarium kam und heute im Bernischen Historischen Museum aufbewahrt wird.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts traten wichtige Funde auch ausserhalb des Einzugsgebietes der Juragewässerkorrektion zutage, so zum Beispiel jene aus den Grabhügeln von Ins-Schaltenrain, einer bedeutenden hallstädtischen (früheisenzeitlichen) Nekropole, die zur Hauptsache von Baron *Gustav de Bonstetten* (1816–1892) ausgegraben wurde. De Bonstetten veröffentlichte 1876 zusammen mit *A. Quiquerez* und *J. Uhlmann* eine archäologische Karte des Kantons Bern. Um die Jahrhundertwende begannen die ersten systematischen Grabungen auf dem Jäissberg (Petinesca), die nach einem langen Unterbruch in den Jahren 1937–1939 fortgeführt wurden. Verschiedene Lokalforscher und Sammler wie *Eugen Schmid*, Diessbach (1849–1922), *Bendicht Moser*, Diessbach (1862–1940), *Carl Irlet*, Twann (1879–1953) und *David Andrist*, Pieterlen (1886–1966), entfalteten eine wertvolle Tätigkeit. Wir verdanken ihnen unzählige Beobachtungen und Hinweise. 1907 erfolgte auf Initiative von *Theophil Ischer*, Bern (1885–1954), erstmals eine genaue Vermessung aller Ufersiedlungen am Bielersee. Sein 1928 erschienenes Buch «Die Pfahlbauten des Bielersees» stellt eine unentbehrliche Zusammenfassung der älteren Forschung dar. Interessante Ergebnisse und neue Impulse brachten die von *Hanni Schwab* im Zusammenhang mit der zweiten Juragewässerkorrektion in den sechziger Jahren durchgeführten archäologischen Untersuchungen (SCHWAB 1973). Für den *Archäologischen Dienst des Kantons Bern* stellte das Seeland von Anfang an das hauptsächliche Arbeitsgebiet dar. Seit ihrer Schaffung im Jahre 1970 hat diese Dienststelle mehrere grössere Grabungen durchgeführt und viele einzelne Fundverhalte aufgenommen. Alle Untersuchungen standen im Zusammenhang mit der äusserst regen Bautätigkeit in den Jahren der Hochkonjunktur und mussten durchwegs als Notgrabungen unter starkem Zeitdruck durchgeführt werden. Für die archäologische Erforschung der Region ergeben sich dadurch in zunehmendem Masse einseitige Schwerpunkte zugunsten bestimmter Denkmälergruppen und Epochen, eine Entwicklung, die nicht neu, heute jedoch aktueller denn je ist und in Zukunft durch ausgewählte, von rein wissenschaftlichen Fragestellungen geleitete Plangrabungen korrigiert bzw. ergänzt werden sollte. Ihr Erfolg ist im Seeland gewiss.

Der Kanton Bern hat die Betreuung seiner archäologisch fassbaren Vergangenheit lange Zeit privater Initiative überlassen und erst spät, fast zu spät, unter dem Druck der Entwicklung staatlich organisiert. Noch nie zuvor hat der Mensch so zer-

störend in die Substanz der uralten Kulturlandschaft «Seeland» eingegriffen wie in jüngster Zeit. Die Ausbreitung des Siedlungsraumes und neue Strassen verändern den Charakter der Landschaft. Güterzusammenlegungen, Meliorationen heben alte Flurzusammenhänge und Wege auf. Neue, tieferreichende Pflüge reissen die Reste von noch im Boden ruhenden Mauern römischer Gutshöfe ein oder bringen die kleinen Feuersteinwerkzeuge des mittelsteinzeitlichen Menschen, des ältesten Bewohners des Seelandes, an die Oberfläche, wo sie meist unbeobachtet verloren gehen. Zur intensiveren Nutzung der Wälder werden ständig neue Wege angelegt, die so manchen Wall oder Graben alter Erdwerke durchschneiden. Riesige Kiesgruben zerstören Grabhügel und Burgen oder bedrohen bedeutende Siedlungszusammenhänge.

Durch das grosse Werk der Orts- und Regionalplanung, das gegenwärtig in Arbeit ist (vgl. den Beitrag Berz), soll versucht werden, die weitere Entwicklung und Ausgestaltung unseres Lebensraumes im Rahmen des Möglichen vernünftig zu lenken. In den massgebenden Richt- und Zonenplänen wird dabei den bekannten archäologischen Fundstellen die nötige Beachtung geschenkt, so dass zu hoffen bleibt, dass in Zukunft nicht wie bis anhin der kleinere, sondern der grössere Teil der archäologischen Bodenfunde erfasst und der Gegenwart und Nachwelt erhalten werden kann.

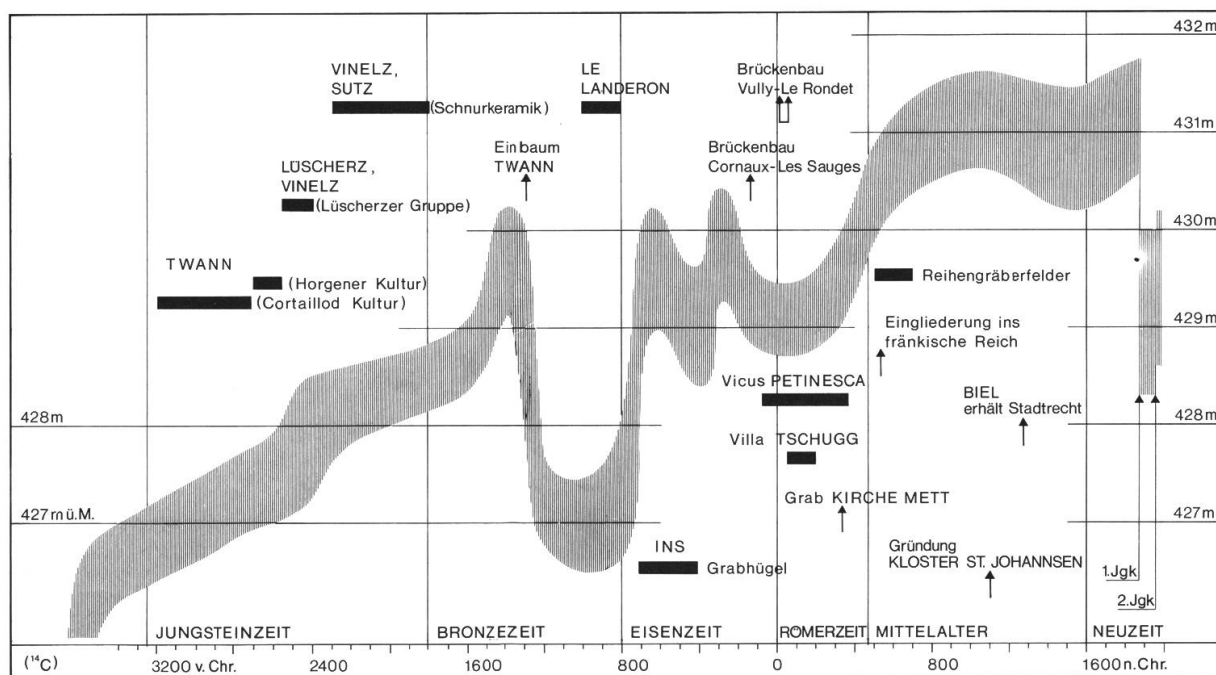


Abbildung 2

Seespiegelschwankungen des Bielersees von der Jungsteinzeit bis heute. Versuch einer Rekonstruktion, basierend auf der Höhenlage neolithischer Ufersiedlungen und auf schichtgenetischen Untersuchungen in Twann. Die Höhe des Rasterstreifens gibt die jeweilige mittlere Schwankung an. Die kurzfristigen Hochwasser, welche zu Überschwemmungen der Siedlungen und zur Ablagerung von Seekreide im Uferbereich geführt haben, sind nicht eingetragen.

Zur Orientierung sind mit waagrechten Balken prähistorische Siedlungen mit deren mutmasslicher Dauer eingetragen (die vertikale Lage der Balken ist unabhängig von den Höhenkoten). Pfeile markieren historische oder naturwissenschaftlich/archäologisch datierte Ereignisse (Zeichnung S. Bieri).

2. Das Seeland als steinzeitlicher Lebensraum

Alex R. Furger*

2.1 Altsteinzeit und Vergletscherung (Paläolithikum, 40'000–8000 v.Chr.)

Das erstmalige Auftreten des Menschen mit seiner planenden und reflektierenden Lebensweise bildet eine Komponente in der jüngsten Erdgeschichte, welche die bislang unberührte Naturlandschaft in zunehmendem Masse beeinflusst (HANTKE 1978). Im Gegensatz zur Tierwelt und Vegetation, die an ganz bestimmte klimatische Zonen gebunden sind und sich genetisch nur äusserst langsam an eine sich ändernde Umwelt anpassen können, ist der Mensch fähig, mit den wechselnden Klimabedingungen dank einer flexiblen Wirtschafts- und Lebensweise Schritt zu halten. Während des Pleistozäns (Eis- und Zwischeneiszeiten, etwa 1 Mio. bis 8000 v. Chr.) war unsere Gegend extremen Klimawechseln ausgesetzt (Siehe den Beitrag S. Wegmüller, Grundzüge der Vegetationsgeschichte des Seelandes). Sie bewirkten einen – allerdings sehr langfristigen – Wechsel von einerseits tundraartiger bis arktischer Landschaft mit Steppenvegetation und Kältefauna (z.B. Mammut, Rentier, wollhaariges Nashorn) und andererseits subtropischem bis den heutigen Verhältnissen ähnlichen Lebensraum. Der Mensch hatte während der Eiszeiten Mitteleuropa nicht verlassen, sondern er hat sich während der Kältemaxima lediglich von den vorrückenden Gletschern etwas zurückgezogen. Er lebte von der Jagd, dem Fischfang und vom Pflanzensammeln. Sein Aufenthalt war in erster Linie bestimmt durch die Herden von Jagdwild, denen er auf seinen alljährlichen Wanderungen in nomadisierender Lebensweise folgte. Immer wieder wird er sich für einige Wochen an denselben saisonalen Rastplätzen niedergelassen haben, um dort seine Fellzelte aufzuschlagen. Unter besonderen Umständen, etwa für das Winterquartier, hat er sich auch in Höhleneingängen eingerichtet. Die alte Bezeichnung «Höhlenbewohner» für den altsteinzeitlichen Jäger ist also nur bedingt zutreffend und beruht auf einer einseitigen Forschungssituation. In den letzten Jahren sind in ganz Europa zahlreiche sogenannte Freilandstationen untersucht worden. Bei günstigen Erhaltungsbedingungen liessen sich, dank verfeinerter Grabungsmethoden, jeweils die Arbeitsplätze, Feuerstellen und Zeltgrundrisse nachweisen. Im geistig-religiösen Bereich scheinen diese Jägergruppen schon ganz konkrete Vorstellungen gehabt zu haben, denn sorgfältige Bestattungen belegen uns einen Totenkult (Bestattungszeremonie) mit Jenseitsvorstellungen. Zudem geben die uns bekannten Höhlenmalereien und -gravierungen zahlreiche Hinweise auf Jagdriten.

Die Hinterlassenschaften des altsteinzeitlichen Menschen können jedoch nur gefunden werden, wenn sie unter schützenden jüngeren Erdschichten bis heute ungestört überdauerten. Die mehrmalige Überlagerung eines grossen Teils des schweizerischen Gebiets durch riesige Eismassen und die zeitweise beachtliche Erosionswirkung der Flüsse sind dafür verantwortlich, dass bisher bei uns kaum Funde be-

* Alex R. FURGER, dipl. phil., Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Ausgrabung Twann, Münstergasse 68, 3011 Bern

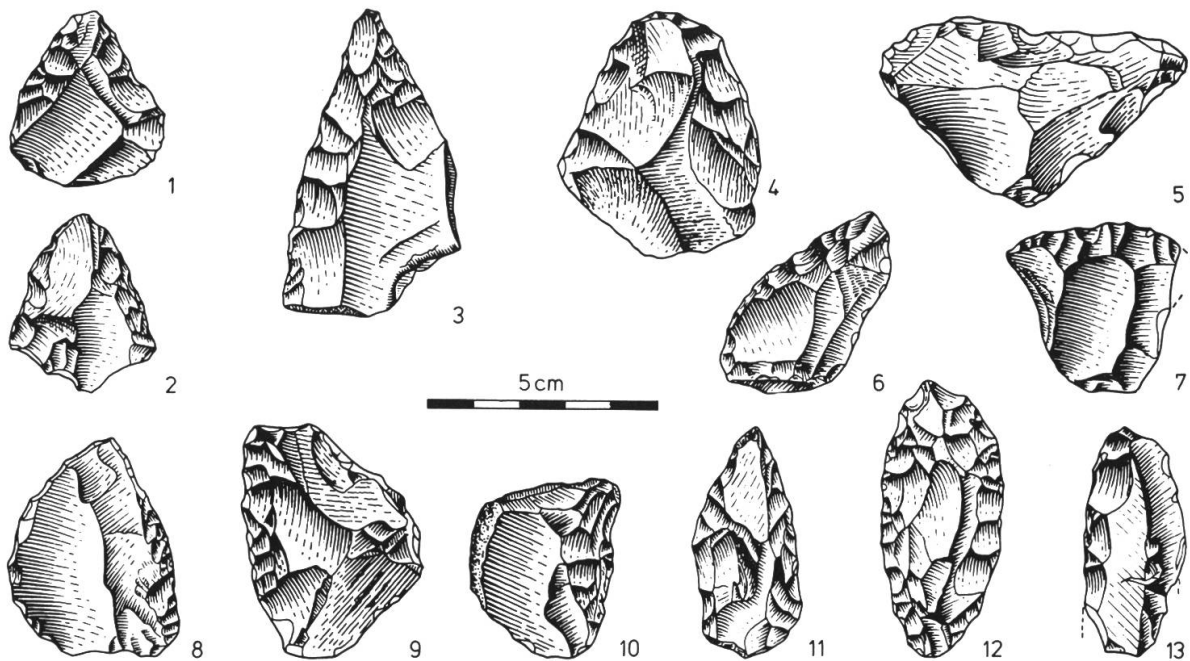


Abbildung 3 Steinwerkzeuge der mittleren Altsteinzeit aus der Höhle von Cotencher (Val de Travers). 1-4 «Handspitzen», 5-13 Schaber. Massstab 1:2 (nach Jéquier)

kannt sind, die mehr als eine Eiszeit überdauert haben. Das Bieler Seeland ist durch den weit nach Norden vorrückenden Rhône-gletscher bei jeder Eiszeit gründlich überschliffen worden. Deshalb verwundert es nicht, dass hier keine zwischeneiszeitlichen Reste erhalten sind. Die nächstgelegenen Fundstellen liegen entweder ausserhalb des Gletscherareals wie etwa das Moosbühl bei Moosseedorf (JbBHM 32/33, 1952/53: 77ff.; JbBHM 49/50, 1969/70: 189ff. und 199ff.) oder sie liegen geschützt in Höhlen des Gletscherrandbereiches. Dazu gehört die berühmte Höhle von Cotencher, 9 km westlich von Neuenburg im Val de Travers gelegen (DU-BOIS/STEHLIN 1933; JEQUIER 1975). Aus ihr stammen ein reiches, klassisch bearbeitetes Steingerätematerial der Moustérien-Kultur aus der Zeit des Neandertalers (Beginn Würm-Eiszeit, um 40'000 v. Chr.; Abb. 3) und zahlreiche Tierreste. Sofern sich der Neandertaler am Ende der letzten Warmzeit nachgewiesenermassen im Jura aufgehalten hat, so ist es gut möglich, dass er auch das Seeland durchstreift hat, doch die Spuren dieser Begehungen wurden anlässlich der letzten Vereisung vom Rhône-gletscher unwiederbringlich ausgewischt.

2.2 Freilandstationen der mittleren Steinzeit (Mesolithikum, 8000–4000 v. Chr.)

Als gegen Ende der letzten Eiszeit die Gletscher langsam abschmolzen, hinterliessen sie mächtige Stirn- und Seitenmoränen. Die Endmoräne des Rhône-gletschers zieht sich wie ein Riegel bei Solothurn quer durch das Aaretal. Seesedimente westlich dieses Moränenwalles sowie alte Deltabildungen an den Hängen führten unter den Geologen seit langem zur Annahme, dass sich im Endglazial ein «See von Solothurn» gebildet habe, der das ganze Seeland bedeckte und bis in die Ebene von Orbe reichte

(HANTKE in UFAS 2: Karte 3; zuletzt PORTMANN 1974: 85ff.). Über die Zeitstellung und das genaue Niveau des Sees war man sich nie ganz einig; die angenommenen Werte schwanken um 450 m ü.M. Die Hügelrücken, die als Inseln aus diesem grossen Gewässer herausragten, sind in Abb. 4 schraffiert. In den letzten Jahren sind jedoch Bedenken über Existenz des Solothurner Sees laut geworden (ZIMMERMANN 1963: 60) und genaue geologische Beobachtungen von Uferformen an den Randhängen des Bieler Seelandes fehlen bisher. Falls der See aber bestanden haben sollte, so kann dies nur während relativ kurzer Zeit der Fall gewesen sein, denn schon im frühen Mesolithikum – rund ein Jahrtausend nach Rückzug des Rhônegletschers – liessen sich Leute im Seeland nieder, deren Spuren uns als ältestes Zeugnis menschlicher Besiedlung der Bieler Region erhalten geblieben sind.

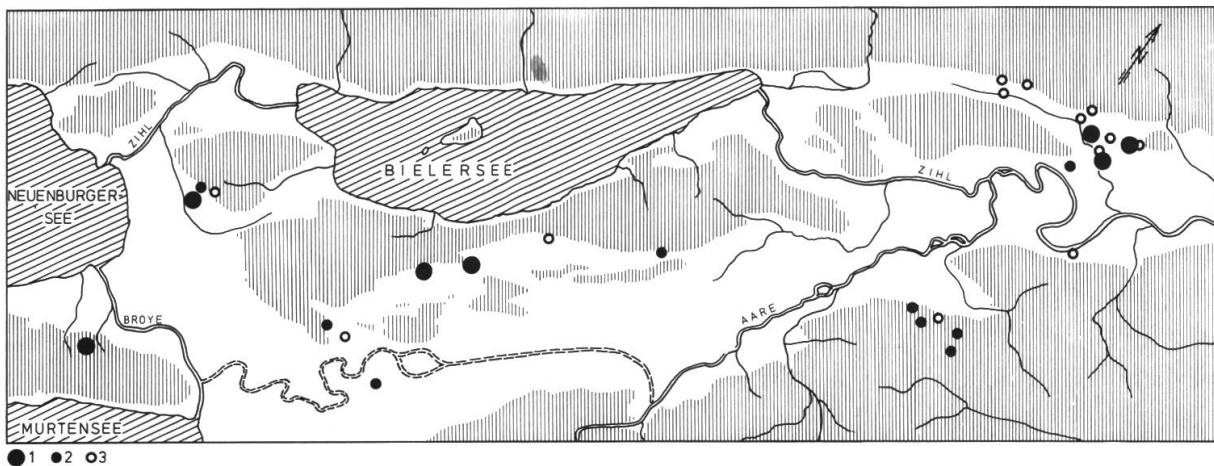


Abbildung 4 Fundstellen der mittleren Steinzeit im Seeland. 1 Freilandstationen, 2 Einzelfunde, 3 Einzelfunde unsicherer Zeitstellung. Massstab 1:300'000 (Zeichnung Verfasser)

Bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts galt die Westschweiz als in der mittleren Steinzeit unbewohnt. Erst durch die intensive Forschungstätigkeit von David Andrist wurden seit 1937 einige Fundstellen im Bürenamt und im Grossen Moos bekannt (ANDRIST 1944; JbBHM 25, 1946: 133ff. und 31, 1951: 108f.). Systematische Suchaktionen von Hanni Schwab führten seit 1957 zur Entdeckung reicher mesolithischer Fundstellen, wie etwa im Lüscherzer Moos (SCHWAB 1969/70) oder bei Joressens am Westfuss des Mont Vully (SCHWAB 1965: 6f.). In jüngster Zeit hat Paul Blösch in Gampelen und Gäserz weitere Rastplätze aus der mittleren Steinzeit entdeckt (Abb. 5)¹. Das so entstandene, erfreulich dichte Fundbild (Abb. 4) ist aber nach wie vor gekennzeichnet durch persönliche Forschungsschwerpunkte. Es liesse sich bei weiterer Suche sicher vervollständigen und würde uns dadurch einen repräsentativeren Eindruck von den damaligen Rast- und Wohnplätzen vermitteln.

Die bisher bekannten mesolithischen Fundstellen des Seelandes erstrecken sich alle entweder im Randbereich von Mooregebieten oder an leicht geneigten Hängen.

¹ Herrn P. Blösch möchte ich an dieser Stelle für seine bereitwilligen Auskünfte und die Überlassung der Funde zur Dokumentation danken (JbSGU 61, 1978, 171, Abb. 1–2).

Mit Ausnahme der Fundgruppe bei Bütigen/Diessbach (Abb. 4) liegen sie auf einer Höhe um 450 m ü.M., also im Uferbereich des vermuteten endglazialen Solothurner Sees. Für die Zeit mesolithischer Begehung können wir uns diese Niederungen als kleine Flachseen und -moore vorstellen, die dank des milden Klimas schon weitgehend verlandet waren. Die Aare muss ihren Lauf in der Ebene zwischen dem Grossen Moos und Büren mehrmals geändert haben und zeitweise ist sie sogar in westlicher Richtung in den Neuenburger See geflossen (s. unten). Die meisten Siedlungs- bzw. Rastplätze liegen unmittelbar am Rande dieser Mooregebiete am moränenbedeckten Fuss der Molassehügel. Das Fehlen von mittelsteinzeitlichen Höhlen und Abris (Felsdächer) ist in erster Linie topographisch bedingt. Die beiden bisher bekannten westschweizerischen Abris von Baulmes und Ogens im Waadtland (EG-LOFF 1965 und 1968) lassen vermuten, dass auch am Jura hang entlang des Bielersees entsprechende Funde unter Felsdächern gemacht werden könnten.

Leider können auf den Freilandstationen des Seelandes nur die kleinen Steinwerkzeuge aus Silex gefunden werden, während Tierknochen oder Geräte aus Geweih sich oberflächlich nicht erhalten haben. Es fand sich bisher noch keine Gelegenheit, durch archäologische Ausgrabungen nachzuprüfen, ob unter der durch den Pflug gestörten Humusdecke noch Reste in ihrer ursprünglichen Lage anzutreffen sind. Dies ist jedoch bei den offen liegenden Fundstellen in der Regel nicht zu erwarten, da in Flachlage die nachmesolithische Schichtbildung zu wenig mächtig ist, um ältere Horizonte genügend vor Verwitterung und Durchwühlung zu schützen. Die bisher oberflächlich gefundenen Silexinventare lassen sich wie folgt charakterisieren (Abb. 5):

Auffallendstes Merkmal mittelsteinzeitlicher Fundkomplexe ist die Kleinheit der Steingeräte und Abfallprodukte. Die Mesolithiker haben aus relativ gutem Silex, wie er etwa im Jura ansteht, Geräte geschlagen, die oft kleiner als ein Quadratzen-timeter sind. Die Arbeitskanten und -enden (zum Beispiel Messerschneiden, Boh-rerspitzen, Kratzerkanten) sind stets fein und regelmässig bearbeitet. Manche Werkzeuge sind so klein, dass man sich ihre sinnvolle Handhabung nur mittels Schäftung bzw. Griff aus organischem (nicht erhaltenem) Material vorstellen kann. Unter den hier abgebildeten Neufunden von Gampelen und Gäserz lassen sich fol-gende Typen erkennen: Rundliche Kratzer (Abb. 5, 1.8), wegen ihrer Kleinheit oft «Daumennagelkratzer» genannt; sie können zum Schaben und Bearbeiten von Holz, Fell und dergleichen gedient haben. Zahlreich sind kleine klingenförmige Ab-schläge und eigentliche Messer mit Kantenretuschen (Abb. 5, 4.5.9–14), die zum Schneiden organischen Materials verwendet werden konnten. Ein nur 13 mm lan-ger Abschlag (Abb. 5, 6) weist eine fein zugerichtete Spitze auf, mit der möglicher-weise Löcher gebohrt wurden. Von der Herstellung der Geräte an Ort und Stelle zeugen an allen Fundstellen grössere Anteile von unbearbeiteten Absplissen und Kernstücken (Nuclei). Sie machen in Lüscherz-Moos 40 % (Absplisse) bzw. 4 % (Nuclei) aus und umfassen im Lengnaumoos 46 % bzw. 17 % der Gesamtfundmen-ge. Einige Kernstücke und -fragmente von Gampelen und Gäserz zeigt Abb. 5, 7.15.16. Typisch in mesolithischen Silexbeständen sind auch Kleinstgeräte mit ge-ometrischen Formen (Dreiecke, Trapeze, Halbmöndchen) unbekannter Verwen-dung. Sie machen jedoch nur einen geringen Anteil eines Inventars aus, sodass sie in den kleinen Fundbeständen oft nicht vertreten sind.

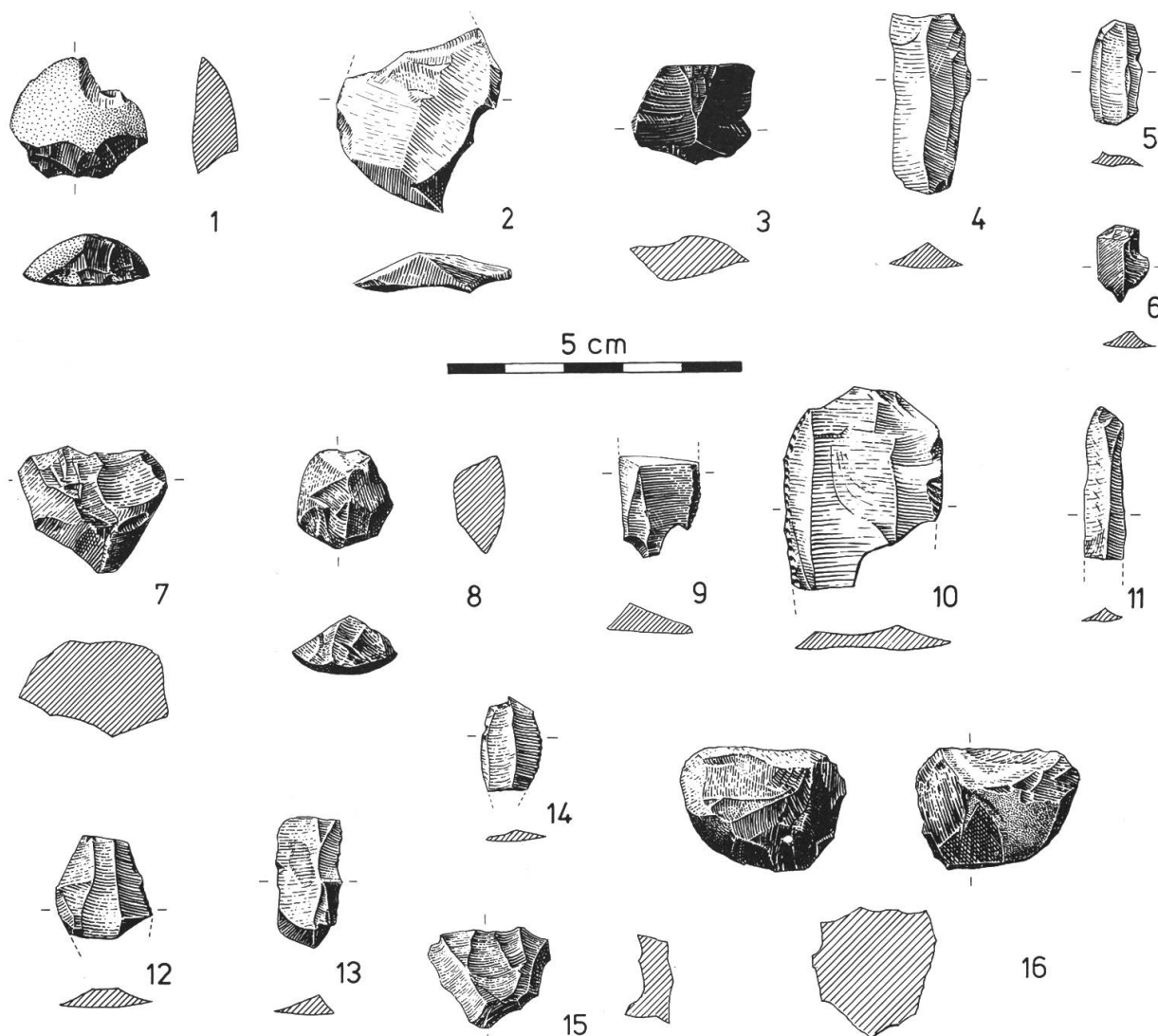


Abbildung 5 Mittelsteinzeitliche Steinwerkzeuge aus Silex. 1–7 Gampelen-Jernet, 8 Gampelen-Friedhof, 9 Gampelen-Vordere Gürten, 10–16 Brüttelen-Gäserzbrüel/Untermoos. Massstab 2:3 (Zeichnung Arthur Nydegger)

Grabungen in ungestörten, gut erhaltenen Fundschichten haben neben den erwähnten Steingerättypen auch verschiedene aus Hirschgeweih, Knochen oder Zähnen hergestellte Objekte erbracht, wie Harpunen, Meissel, Ahlen und Schmuckanhänger; doch ist diese Fundgattung für das Seeland bisher nicht nachgewiesen. Auch fehlen aus dem behandelten Gebiet mesolithische Tierknochenfunde. Bestände aus untersuchten Abris im Waadtland und Jura zeigen, dass die mittelsteinzeitlichen Jäger vorwiegend Hirsche und Wildschweine erlegten. Daneben stiessen sie in den ausgedehnten Wäldern auf Braunbären, Biber, Wölfe, Wildkatzen und andere, heute noch heimische Tiere. Zoologische und pollenanalytische Untersuchungen zeigen, dass im Mesolithikum weder Ackerbau noch Viehzucht betrieben wurde und man bei uns auch den Haushund noch nicht kannte, der in anderen Gegenden als das erste vom Menschen domestizierte Tier gilt. Die mittelsteinzeitliche Wirtschaftsweise können wir uns folglich als wildbeuterisch vorstellen mit Jagd, Fischfang und Sammeltätigkeit.

2.3 Bauerndörfer der Jungsteinzeit (Neolithikum, 4000–1800 v.Chr.)

Die Jungsteinzeit bringt eine Reihe verschiedenster wirtschaftlicher Neuerungen mit sich, die Voraussetzung für sämtliche späteren kulturellen Entwicklungen sind. Eine bei uns in kürzester Zeit erfolgte, tiefgreifende Veränderung der Lebensweise des prähistorischen Menschen zeigt auch einen mannigfachen Wechsel im archäologischen Fundgut. Hauptneuerung im ganzen Strukturwandel ist eine sesshafte Wirtschaftsweise mit Ackerbau und Viehzucht, im Gegensatz zur nomadisierenden Jäger-Sammler-Wirtschaft der Alt- und Mittelsteinzeit. Das neolithische Landschaftsbild war geprägt durch ausgedehnte Wälder und ganz vereinzelte Rodungsdörfer mit kleinen Äckern. Nebst der neuen Lebensweise (Sesshaftigkeit, Ackerbau, Viehzucht) wurden in den Siedlungen auch zwei neue Technologien ausgeübt: Töpferei und Steinschliff. Sie waren Voraussetzungen für eine beträchtliche Bereicherung von Haushalt und Handwerk. Gebrannte Keramikgefäße erlaubten viel grössere Variationen des Speisezettels (Kochen, Lagern, Gären etc.) und Handwerks (z.B. Pechzubereitung, Beleuchtung), während geschliffene Steinbeile die Holzbearbeitung wesentlich erleichterten und neue Konstruktionen ermöglichten (etwa im Haus- und Bootsbau).

Das Neolithikum wurde früher gerne als «Pfahlbauzeit» bezeichnet (MARTINKILCHER 1979). Dies war besonders für das Seeland begreiflich, da im Laufe der ersten Juragewässerkorrektion Dutzende von Seeufersiedlungen entdeckt und als ehemalige Dörfer auf Pfählen betrachtet wurden (Abb. 1). Der Nachweis von abgehobenen Bauten über dem Wasser konnte bis heute für die Jungsteinzeit nicht positiv erbracht werden. Sicher belegt sind jedoch an zahlreichen Fundstellen ebenerdige Häuser. Neuere Grabungen in Vinelz (1960), Pont-de-Thielle (1965) und insbesondere in Twann (1974–76) haben gezeigt, dass die Häuser als einfache Ständerbauten errichtet wurden, bei denen die Pfähle lediglich die Wand- und Dachkonstruktion zu tragen hatten. Im Innern der Bauten fanden sich Herdstellen aus linsenförmig deponiertem Lehm in ursprünglicher Lage direkt auf dem Gehhorizont; ein wichtiges Indiz für eine ebenerdige Bauweise.

In Plan A wurden die bekanntgewordenen Funde des Neolithikums im Seeland eingetragen. Sofort fällt auf, dass jungsteinzeitliche Siedlungen ausschliesslich entlang der Zihl und des Bielersee-Ufers zu finden sind. Dies ist in erster Linie auf die rege Forschungstätigkeit während der beiden Juragewässerkorrekturen und auf die ausgezeichneten Konservierungsbedingungen für organische Kulturschichten im immerfeuchten Schichtmilieu zurückzuführen, welche in den letzten 120 Jahren zu Unmengen von vorzüglich erhaltenen Funden geführt haben. Die Karte zeigt aber auch, dass zahlreiche neolithische Einzelfunde vom «Festland» vorliegen. Auf leichten Erhebungen des Grossen Mooses und in dessen Umgebung in Hanglage wurden, zumeist auf frischgepflügten Äckern, Steinwerkzeuge oberflächlich entdeckt. Sie zeugen von einer regen Begehung der Molasse- und Moränenhügel des Seelandes in der Jungsteinzeit und können bei entsprechender Fundkonzentration auch feste Landsiedlungen anzeigen. Die Erhaltungsbedingungen auf flachem, durchpflügtem Gelände sind jedoch so schlecht, dass sich Grabungen kaum lohnen und Baustrukturen in der Regel nicht erfassbar wären. – Der Grund des wenig repräsentativen Verbreitungsbildes neolithischer Siedlungen im Gebiet der Juraseen

liegt also im einseitigen Forschungsstand («Pfahlbauten») und in der konservierenden Wirkung der Seesedimente.

Bisher war nur von Siedlungen die Rede. Im Neolithikum war es üblich, die Toten sorgfältig zu bestatten. Die Bestattungssitten haben sich aber im Laufe dieser Epoche mehrmals grundlegend geändert. Stark vereinfachend lässt sich etwa folgende Gräberchronologie für das behandelte Gebiet rekonstruieren: Die Toten der Cortaillod-Kultur (etwa 3500–2900 v.Chr.) wurden einzeln in kleinen Kisten aus Steinplatten bestattet. Die Beisetzung des Leichnams erfolgte meist auf der Seite liegend in Schlafstellung mit angezogenen Beinen (sog. Hockerstellung). Spätere Nachbestattungen in den Steinkisten kommen ab und zu vor. Die Dorfgemeinschaften der Horgener Kultur und wohl auch der Lüscherzer Gruppe (etwa 2800–2400 v.Chr.) hatten jedoch Kollektiv-Grabkammern aus riesigen Steinplatten (sogenannte Dolmen), die während Jahren als Gemeinschaftsgräber der Sippen dienten. Ein solches megalithisches Sippengrab ist in Auvernier am Neuenburgersee ausgegraben worden und dürfte zu einer der dortigen Ufersiedlungen gehören. Im Spätneolithikum (Schnurkeramische Kultur, etwa 2400–1800 v.Chr.) wurden die Toten verbrannt und in flachen Grabhügeln, mit mehreren Beigabengefässen versehen, bestattet. Leider ist das Seeland sehr arm an jungsteinzeitlichen Gräbern. Einzig aus Niederried und Treiten sind zwei Grabhügel bekannt, die jedoch nie detailliert untersucht wurden. Die spärlichen Funde lassen vermuten, dass es sich in beiden Fällen um schnurkeramische Grabhügel handelt.

Ein weiteres Phänomen im geistig-religiösen Bereich des prähistorischen Menschen stellen die Schalensteine dar. Es handelt sich dabei um grosse Steinklötze, im Seeland meist erratische Blöcke, die eine oder mehrere muldenförmige Vertiefungen von 3–15 cm Durchmesser aufweisen (SCHMALZ 1974). Diese «Schalen» können nur vom Menschen hergestellt worden sein. In einigen Fällen sind weitere Zeichen und Symbole in den Stein gemeisselt und sehr selten erlauben stilisierte Darstellungen vom Gegenständen eine vage Datierung dieser eigenartigen, phantasie-trächtigen Denkmäler in die Bronze- oder Jungsteinzeit. Das Seeland ist sehr reich an Schalensteinen (vgl. Plan A). Sie sind fast überall dort zu finden, wo erratische Blöcke als Zeugen der letzten Eiszeit im Gelände sichtbar sind. Dichtezentren sind auf dem Jolimont und im Längholz ob Biel-Mett zu verzeichnen. Einige weitere Schalensteine sind die bisher einzigen Zeugen neolithischer oder bronzezeitlicher Begehung der südwestlichen Chasseral-Flanke zwischen Enges und Lignièrès. Selbst auf der Petersinsel im Bielersee, die höchstens während des spätbronzezeitlichen Wassertiefstandes (Abb. 2) mit dem Ufer verbunden war, ist der sog. Eglistein mit Schalen versehen. – Über die Funktion der Schalensteine ist man sich nie einig gewesen. Gedeutet wurden sie meist als astronomische Beobachtungshilfen oder Opferstätten, doch ist es fast aussichtslos, auf archäologischem Wege den Zweck dieser eigenartigen Denkmäler in Erfahrung zu bringen.

Um ein konkretes Bild von der Erforschung und dem jetzigen Kenntnisstand der neolithischen Uferdörfer des Bielersees zu erhalten, möchten wir auf die jüngsten Untersuchungen in Twann näher eingehen: Durch den Nationalstrassenbau war ein grosser Teil der ausgedehnten und seit 1874 bekannten Siedlungen gefährdet. Der Archäologische Dienst des Kantons Bern organisierte deshalb eine Grossgrabung, die vom Juni 1974 bis zum April 1976 dauerte. Parallel zu den Bauarbeiten



Abbildung 6 Blick in die Ausgrabung der jungsteinzeitlichen Ufersiedlungen von Twann 1974–76. Ge-graben wird in Zonenflächen von 4x4 m; dazwischen liegen Profilstege und Entwässerungsgräben von 1 m Breite. Im Hintergrund sind Schichtprofile präpariert (dunkle Streifen = Kulturschichten). Die Grabung lag etwa 4 m unter dem heutigen Terrain und war links und rechts durch Spundwände gesichert (Foto François Roulet)

mussten die Archäologen, unterstützt durch etwa fünfzig Mitarbeiter, die bis zu 1,5 m mächtigen Kulturschichtpakete (rund 2000 Kubikmeter) untersuchen, ab-graben und dokumentieren. Um die Bauarbeiten nicht allzusehr zu verzögern, mus-te immer unter Zeitdruck gearbeitet werden und über die ganze Dauer der Feld-forschungsphase hatte das Unternehmen daher den Charakter einer Notgrabung. Während die meisten Mitarbeiter Schicht um Schicht untersuchten, kümmerten sich andere um Fundreinigung, Fundkonservierung, Profilpräparierung, Fotos, Pla-naufnahmen, Sedimentprobenentnahme, Holzanalysen, Administration usw. Ob-wohl die Dorfstreite nur innerhalb des Autobahntrassees (160 x 15 m) ausgegraben

werden konnten, lieferten sie dennoch den umfassendsten neolithischen Fundbestand in der Schweiz (etwa 300'000 Tierknochen, 100'000 Keramikscherben, 20'000 Artefakte aus Stein, Geweih und Knochen). Durch den ununterbrochenen Anfall an Kleinfunden und Dokumentationsarbeiten (ca. 2700 Pläne und 8000 Fotos) konnte während der Grabung an keine Auswertung gedacht werden. Erst im Anschluss daran wurde in Bern, unter dem Patronat des Archäologischen Dienstes, eine Projektgruppe gebildet, die sich seither mit der wissenschaftlichen Auswertung und Publikation des für die Schweiz einzigartigen neolithischen Komplexes beschäftigt (FURGER et al. 1977; AMMANN et al. 1977; STÖCKLI/SUTER 1977; ORCEL 1978). Finanziert wird das Unternehmen vom Nationalstrassenbau (Dokumentation) und vom Kanton Bern (Auswertung).

Jungsteinzeitliche Siedler errichteten im vierten Jahrtausend v. Chr. in der Bucht von Twann ein erstes Dorf. Flankiert von zwei Bachdeltas (Twann- u. Chrosbach) lag die Siedlung auf einem hier relativ breiten Uferstreifen direkt am See. Der leicht zurücktretende Jurahang gab zwischen Hangfuss und Dorf eine ebene Fläche von rund 300 auf 60 m frei, die sich nach entsprechender Rodung für Ackerbau eignete. Durch das Erbauen der Häuser auf der fast vegetationsfreien Strandplatte erübrigte sich einerseits eine vorgängige Abholzung des Siedlungsareals und zugleich wurde kein fruchtbares Gelände dem Hausbau geopfert, andererseits jedoch war man den periodischen Hochwassern des Sees umsomehr ausgesetzt. Im Laufe der 600jährigen, nur vorübergehend unterbrochenen neolithischen Besiedlung von Twann wurde das Dorf mindestens zwanzig Mal über kurze oder lange Dauer überschwemmt. Die Leute mussten die Launen des Sees gekannt und das Risiko in Kauf genommen haben. Normalerweise wird eine Überschwemmung nur wenige Wochen oder Monate gedauert haben (Schneesmelze, Regenperioden), sodass man sich provisorisch etwas weiter hangwärts installieren konnte. Wie der Grabungsbefund zeigt, waren nach derartigen saisonalen Hochwassern die Wände und Dächer noch einigermaßen intakt, sodass sie nach Absinken des Seespiegels lediglich repariert werden mussten. Der Boden war jedoch stark verschlammt und aufgewühlt, was eine neue Isolationsschicht aus Ästchen, Reisig, Rindenbahnen und organischen Abfällen erforderte. Auf diesem neuen, künstlichen Gehniveau wurden auch neue Herdstellen aus Lehm installiert. Durch die Wiederholung von Überschwemmung und Wiederaufbau bzw. Renovation entstand ein differenziertes Schichtmuster aus Seekreide, organischen Installationslagen, Herdstellen («Lehmlinsen»), täglichen Abfällen, Seekreide usw. (Abb. 7). Kleinfunde, ihre Verteilung sowie bauliche Konstruktionsdetails aus diesen einzelnen Schichten erlauben eine Rekonstruktion der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Bielerseebevölkerung in der Jungsteinzeit (s. unten).

Sehr selten konnte es vorkommen, dass sich die Aare – statt direkt nordwärts ins Bürenamt – nach Westen in Richtung Broye ergoss. Dies führte zu einem akuten Stau in allen drei Juraseen, die den zusätzlichen Wasseranfall nur sehr langsam via Broye und Zihl abgeben konnten. Der um mehrere Meter rapide angestiegene See hat dann jeweils sämtliche Siedlungen in Ufernähe zerstört und mit einer Seekreideschicht bedeckt. Die Dörfer konnten erst wieder neu errichtet werden, wenn die Aare ihren alten, direkten Abfluss in den Schotterflächen zwischen Aarberg und Büren wieder gefunden hatte.



Abbildung 7 Profilausschnitt durch prähistorische Sedimente in Twann. Am unteren Bildrand hellgrauer, steriler Sand (abgelagert um 8000–5000 v. Chr.). Die dunklen Schichten darüber stammen von der rund 300jährigen neolithischen Besiedlung (Cortailod-Kultur, um 3000 v. Chr.); dünne helle Streifen dazwischen markieren Überschwemmungsphasen. Die oberen 2/3 des Profils bestehen aus fundfreien Seeablagerungen, die auf Grund der Pollenanalysen zwischen der Bronzezeit und dem Hochmittelalter sedimentiert wurden. Breite des Profilausschnittes: 2 Meter, waagrechte Markierungsschnur auf 428.00 m ü. M. (Foto Urs Kindler)

Die Grösse und genaue Lage der Twanner Dörfer blieb jedoch nicht konstant. So lagen die ersten Siedlungen der Cortaillod-Kultur in nächster Nähe des Twannbachdeltas im Südwesten, während die jüngsten Überbauungen der Horgener Kultur um etwa 70 m nach Osten verschoben waren. Im Laufe der gegenwärtigen Auswertungsarbeiten beginnen sich Dorfstrukturen abzuzeichnen mit seerandparallelen Häuserreihen. Die einzelnen Gebäude lagen giebelständig in unmittelbarer Ufernähe. Die Herdstellen im Hausinnern fanden sich in Reihen. Sie weisen untereinander 5 bis 9 m Abstand auf, was auf eng aneinandergereihte Gebäude schliessen lässt. Ein Dorf erstreckte sich auf rund 30 bis 90 m Länge entlang des Seeufers; die Breite der Bebauung kennen wir jedoch nicht, da nicht über das Strassentrassee hinaus gegraben werden konnte. Funde in direkter Nähe der Herdstellen zeigen, dass die täglichen Arbeiten des Haushalts in den Häusern verrichtet wurden. Handwerk wurde jedoch an besonderen Plätzen betrieben. So fand man etwa in einem Dorf der frühen Horgener Kultur (um 2800 v.Chr.) sämtliche Schleifsteine zwischen der Häuserzeile und dem alten Seeufer, was darauf schliessen lässt, dass Steinbeile, Knochenahlen oder Geweihmeissel vor den Häusern am Wasser geschliffen wurden (Wasser: Netzmittel beim Schleifprozess!).

Stratigraphien (Schichtabfolgen: Abb. 7) wie in Twann liefern uns Objekte des prähistorischen Alltags in chronologischer Reihenfolge: Funde aus unteren Schichten sind älter als solche aus darüberliegenden Horizonten. Korreliert man verschiedene mehrphasig bewohnte Fundstellen, so erhält man einen «Kalender» durch zahlreiche Epochen, an dem die Entwicklung der Sachkultur, Wirtschaftsweise,

Twann	Auvernier-Port	Lüscherz-Innere Station	Yvonand 4	Yverdon-Garage Martin	Yverdon-Av. des Sports	Einzelstationen am Bielersee	Kulturen	v. Chr. (¹⁴ C)
						Sutz IV	Frühbronzezeit	1800
						Vinelz XVIIb Sutz V Sutz VII LüscherzXVIc	Schnurkeramische Kultur	2300
							Saône-Rhône-Kultur	2450
						Vinelz 1960 Lüscherz XVIc	Lüscherzer Gruppe	2600
						SchafisXXIV	Horgener Kultur	2800
						Port	späte Cortaillod-Kultur	3000
								3100
						Täuffelen XIII	klassische Cort.K.	

Abbildung 8 Jungsteinzeitliche Schichtabfolgen am Bieler- und Neuenburgersee. Schwarz: datierbare Kulturschicht bzw. -paket (römische Fundortnummern nach ISCHER 1928)

Handelsbeziehungen oder Handwerkskünste ablesbar ist. Twann bietet uns eine sehr reiche Schichtabfolge durch die Cortaillod- und Horgener-Kultur. In Yvonand am Neuenburgersee liegt eine Schicht der Lüscherzer Gruppe über einem Horgener Horizont und in Yverdon liegt Lüscherzer Material über Cortaillod bzw. Schnurkeramik über Lüscherz (Abb. 8). Auf diese Weise lässt sich dank Überlappung und mittels Nachprüfung an mehreren Fundorten ein fast lückenloses Bild der neolithischen Kulturentwicklung rekonstruieren, soweit es an den erhaltenen Objekten ablesbar ist.

Die wirtschaftlichen Veränderungen und Fortschritte innerhalb des Neolithikums sind noch nicht im Detail untersucht. Während wir von zahlreichen Siedlungen zoologische Informationen über die Haus- und Jagdtiere besitzen, so muss der bisherige Mangel an guten Baubefunden und an feinchronologischen botanischen Untersuchungen der Kulturpflanzenreste schmerzlich hingenommen werden. Die Neolithiker bauten zwar ein halbes Dutzend verschiedene Getreidesorten und einige andere Nutzpflanzen an, doch wissen wir noch nicht, wann welche Sorten aufkamen und ob sie irgendwann besondere Bedeutung erlangt haben. Während im Mesolithikum ausschliesslich Knochen von erlegten Wildtieren gefunden werden, zeigen neolithische Komplexe einen grossen Anteil an Haustierknochen. In manchen Siedlungen spielte die Jagd schon im frühen Neolithikum eine untergeordnete Rolle. Die Unterscheidung von jägerischer, viehzüchterischer oder ackerbäuerlicher Dominante im archäologischen Fundgut der Jungsteinzeit steckt jedoch erst in den Anfängen der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung. Seit längerer Zeit ist aber bekannt, dass der Anteil der Haustiere (Rind, Schwein, Schaf/Ziege, Hund) im Verhältnis zu den Wildtieren im Knochenbestand neolithischer Fundplätze nicht kontinuierlich zunimmt. Schon allein im Seeland schwanken die Wildtieranteile (insbesondere Hirsch und Wildschwein) in Stationen der verschiedenen jungsteinzeitlichen Kulturstufen zwischen 15 und 60 Prozent.

In technologischer Hinsicht führen jedoch zahlreiche Verbesserungen und Erfindungen zu einem immer perfekter werdenden Handwerk. Ein gutes Beispiel ist die Bearbeitung von Hirschgeweih, aus dem vor allem sog. Zwischenfutter für die Schäftung von Steinbeilklingen hergestellt wurden (Abb. 9, links). Hier konnten einerseits Bearbeitungstechnik und Ausnutzung der Geweihform und andererseits Funktionstüchtigkeit des Endproduktes (Beil) laufend verbessert werden. Eine ausserordentliche Neuerung stellt die Metallbearbeitung dar. Während in der Cortaillod- und Horgener-Kultur Kupfergegenstände sehr selten sind und zur Verbesserung der Werkzeuge noch kaum in Betracht fallen, so werden kupferne Dolche und Beilklingen in der Schnurkeramischen Kultur allmählich geläufig. Es lässt sich verschiedentlich beobachten, dass – aus Mangel an (teurem) Rohmaterial – typische Kupferformen aus Stein imitiert wurden.

Unter dem prähistorischen Fundgut nimmt die Keramik die wichtigste Stellung ein. Lehm liess sich, im Gegensatz zu Stein oder Bein, fast beliebig formen und gestalten. Daher waren die Gefässformen einer wechselnden Mode unterworfen und bilden heute das willkommene Leitgerüst zur Abklärung chronologischer Fragen. Innerhalb des frühen Neolithikums der Westschweiz ist eine Vergröberung der Keramik zu beobachten. Der frühen bzw. klassischen Cortaillod-Kultur sind variantenreiche, dünnwandige Gefässe eigen (Abb. 10, 1), während später immer dickere

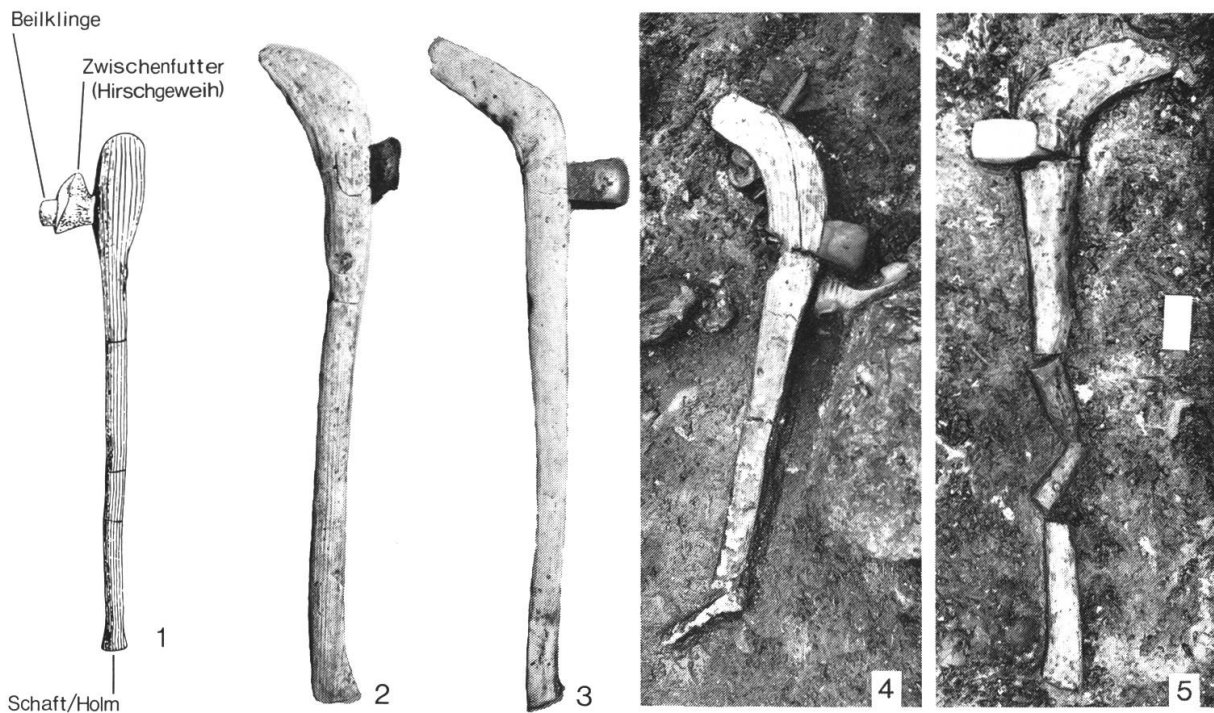


Abbildung 9 Jungsteinzeitliche Steinbeile mit Holzschäft. 1 komplettes Exemplar mit Klinge, Hirschgeweihzwischenfutter und Holm aus Lüscherz (nach Müller-Beck), 2–5 Beile der Cortaillod-Kultur aus Twann (2–3: restauriert, 4–5: in Fundlage). Massstab etwa 1:10. (Fotos Iris Krebs, Hans Grütter und François Roulet)

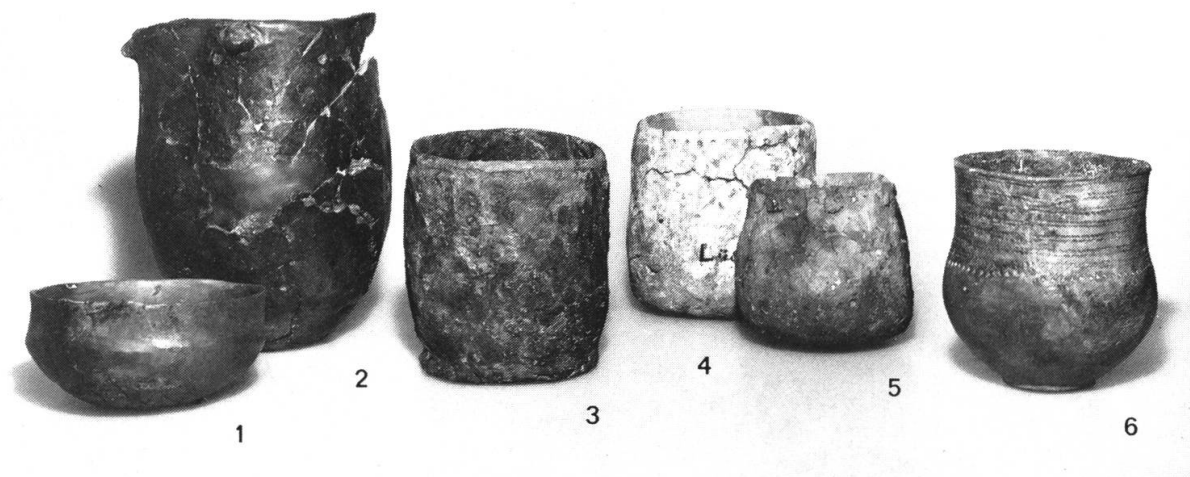


Abbildung 10 Jungsteinzeitliche Keramik vom Bielersee. 1 Knickkalottenschale der klassischen Cortaillod-Kultur von Twann, 2 Kochtopf der späten Cortaillod-Kultur von Twann, 3 Topf der Horgener Kultur von Twann, 4 Topf der Lüscherzer Gruppe von Lüscherz, 5 beutelförmiges Gefäß der Lüscherzer Gruppe von Vinelz, 6 Becher der schnurkeramischen Kultur von Sutz-Lattrigen, Höhe 14,6 cm (Foto Iris Krebs).

und plumpere Töpfe hergestellt wurden (Abb. 10, 2). Die Lüscherzer Gruppe mit dickwandiger Keramik aus stark sandigem, schlecht gebranntem Ton (Abb. 10, 4.5) stellt die konsequente Fortsetzung aus dem Vergrößerungstrend und Stilwandel innerhalb der Cortaillod-Kultur dar, während die Horgener Keramik aus der Reihe sticht: Die extrem flachbodigen, zylindrischen Horgener Töpfe (Abb. 10, 3) wurden wahrscheinlich von Neuzuzügern im Seeland hergestellt, die als «Fremde» neben den Trägern der spätesten Cortaillod-Kultur und frühen Lüscherzer Gruppe gelebt haben. Ob sie sich bald assimiliert haben oder in die Nordostschweiz zurückgedrängt wurden, ist unklar. Überdauert hat die Lüscherzer Gruppe, deren Keramik eine kontinuierliche Weiterentwicklung erfahren hat: Über die Zwischenphase der Saône-Rhône-Kultur und durch Neueinflüsse von Norden hat sich auch im Seeland die Schnurkeramische Kultur entwickelt. In Yverdon, Avenue-des-Sports, lässt sich diese Entwicklung dank vielfältiger Schichtabfolge (Abb. 8) deutlich erkennen. Das namensgebende Element der Schnurverzierung (Abb. 10, 6) tritt dort bereits in der Saône-Rhône-Phase auf. Während der Schnurkeramischen Kultur wurde die festgefahrene Formen- und Dekorarmut überwunden und zahlreiche neue Gefässvarianten setzten sich durch.

Das spärliche Auftreten von Kupfer gegen Ende der Jungsteinzeit leitet eine neue Ära in der Urgeschichte ein: die Metallzeiten. Wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung erhielt der neue Werkstoff aber erst durch Legierung mit Zinn; die so hergestellte Bronze markiert zugleich auch den Beginn einer neuen Epoche, der Bronzezeit.

3. Die frühen Metallzeiten

Zahai Bürgi*

3.1 Einleitung

3.1.1 Die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung des Siedlungsraumes

Die Frage, ob das Neolithikum mit einem Bevölkerungswechsel zu Ende ging, oder ob lediglich das Aufkommen des Metalls die alten Wirtschafts- und Sozialstrukturen der einheimischen Steinzeitleute zu ändern vermochte, lässt sich nach heutigem Forschungsstand noch kaum beantworten.

Obwohl Kupfer seit dem jüngeren Neolithikum bei uns verarbeitet wurde, ist es üblich, von Bronzezeit erst dann zu sprechen, wenn das Metall das alltägliche Kulturbild bestimmt, und zwar anfänglich noch als Kupfer und erst in der zweiten Hälfte der Frühbronzezeit als Legierung von Kupfer (90 %) und Zinn (10 %) zu Bronze.

Man muss sich im klaren sein, wie weittragende wirtschaftliche und soziale Änderungen der neue Rohstoff bewirkte. Bisher lebten die Neolithiker grösstenteils durch Selbstversorgung (Subsistenzwirtschaft). Rohstoffe wie Holz, Knochen und Stein, auch die Nahrungsmittel aus Ackerbau und Viehzucht wurden aus der nächsten Umgebung beschafft, und mehr oder weniger jeder wusste sie selbst herzustellen. Das heisst, ausgedehnter Handel und spezialisierte Berufe waren kaum stark ausgeprägt, die einzelnen Familien und Dorfgruppen blieben somit auch sozial grundsätzlich gleichgestellt.

Das steigende Bedürfnis nach Kupfer und Zinn jedoch bedingte eine organisierte Abbautätigkeit, Bronzegiessereiwerkstätten mit beruflichen Fachkräften und Intensivierung des Fernverkehrs durch Händler, die Pferde, Wagen und Schiffe besaßen.

Diese wirtschaftliche Entwicklung bedeutete das Ende der Subsistenzwirtschaft und den Beginn einer neuen Sozialordnung. Einerseits wurden die Berufsspezialisten abhängig von den Nahrungsmittelproduzenten, andererseits waren sie dank ihrer Monopolstellung durch Besitz der Rohstoffe und Kenntnis ihrer Verarbeitung imstande, wirtschaftspolitische Machtstrukturen aufzubauen, die sich auf eine Art von regionalen Feudalherrschaften hin entwickelten, welche rund tausend Jahre später in den reichen «Fürsten»-Friedhöfen und den stadähnlich befestigten Hügelanlagen der eisenzeitlichen Bevölkerung ihren Höhepunkt finden.

Aus dieser Betrachtung geht hervor, dass gerade die frühen Metallzeiten ein anschauliches Beispiel dafür sind, die enge Verflechtung von geographischem Siedlungsraum und dem wirtschaftlichen und sozialen Wandel seiner Bewohner aufzuzeigen, der sich in Wirklichkeit weit komplexer abspielte, als es diese kurzen Zeilen darzulegen vermochten.

Der Siedlungsraum Schweiz bot für diese Kulturentwicklung denkbar günstige Voraussetzungen. Am Fuss der kupfer- und eisenerzhaltigen Alpen, im Kreuzungs-

* Zahai BÜRGI, lic. phil., Seminar für Urgeschichte der Universität Bern, Bernastrasse 7p, 3005 Bern

1 Prähistorischer Bergbau, wie er zum Beispiel für die österreichischen Alpen bekannt ist, ist allerdings bisher weder im Wallis noch im Bündnerland direkt nachweisbar (WYSS in UFAS 3).

punkt von Donau, Rhone und Rhein (Zinnimport aus England!), wurde das Mittelland im 2. Jahrtausend v.Chr. zum bedeutendsten Warenumserschlagplatz Europas. Zahlreiche Kultureinflüsse und Importfunde aus Nord- und vor allem aus Osteuropa und seit der frühen Eisenzeit auch aus Italien sind stumme Zeugen einer regen Handelstätigkeit und steigenden Wohlstandes.

3.1.2 Methodik

Die Urgeschichte ist nicht nur bemüht, den kulturellen Wandel einer Epoche als Ganzes darzustellen, sondern auch engräumige Gruppen und Ereignisse historisch zu fassen. Sie stützt sich dabei auf Verbreitungskarten charakteristischer Gerätetypen und Fundvergesellschaftungen, das heisst auf Formenkreise, die im Paläolithikum und Mesolithikum durch Silexgeräte und im Neolithikum durch Tongefässe repräsentiert werden und denen sie bestimmte Kulturnamen zuweist. Der archäologische Kulturbegriff beinhaltet demnach nur einen materiellen Formenkreis und setzt keineswegs die volle Definition einer Kultur als ethnische Einheit², wie sie dem heutigen Geschichtsbild entspricht, voraus.

Wieweit auch solchen prähistorischen «Kulturen» wirkliche, ethnische Einheiten entsprechen, ist schwer abzuschätzen. Je mehr die äussere Form eines Gerätes von seiner Funktion als Werkzeug abhängt (Silex), desto weniger wird sie eine kulturelle Gruppe repräsentieren können. Je grössere gestalterische Freiheit ein Gegenstand aber zulässt (Keramik), desto stärker wird sich ein Gruppenbewusstsein darin spiegeln.

Während der Bronze- und Eisenzeit wurden vornehmlich die metallenen Schmuckgegenstände für die regionale und zeitliche Gliederung einzelner Formenkreise verwendet. Zweifellos kann der Schmuck einerseits als verzierter Kunstgegenstand Ausdruck des unbewussten (Kunststil), andererseits als Trachtbestandteil Ausdruck eines bewusst betonten (Tradition/Mode) Gruppenzugehörigkeitsgefühls sein und darf somit, zusammen mit der Keramik, als geeigneter Indikator zur Unterscheidung einzelner Ethnien gelten.

3.2 Die Bronzezeit

3.2.1 Die frühe Bronzezeit (1800–1500 v.Chr.)

Es ist eine Tatsache, dass die schnurkeramischen Siedlungsplätze im zentral/nordostschweizerischen Mittelland und im westschweizerischen Seeland am Ende der Steinzeit verlassen wurden, dass aber die ersten bronzezeitlichen Dörfer in diesem Gebiet erst etwa zweihundert Jahre später, in der zweiten Hälfte der Frühbronzezeit auftauchen (STRAHM in UFAS 3.).

2 Die Träger einer ethnischen Einheit sind weder unbedingt eine rassische noch eine politische Einheit, sondern eine Gruppe, die in erster Linie ein Zusammengehörigkeitsgefühl (Gruppenbewusstsein) besitzt, das auf rein geistig-kultureller Basis beruhen kann. Sie besitzen eine gemeinsame Sozialordnung, Ethik und Sprache.

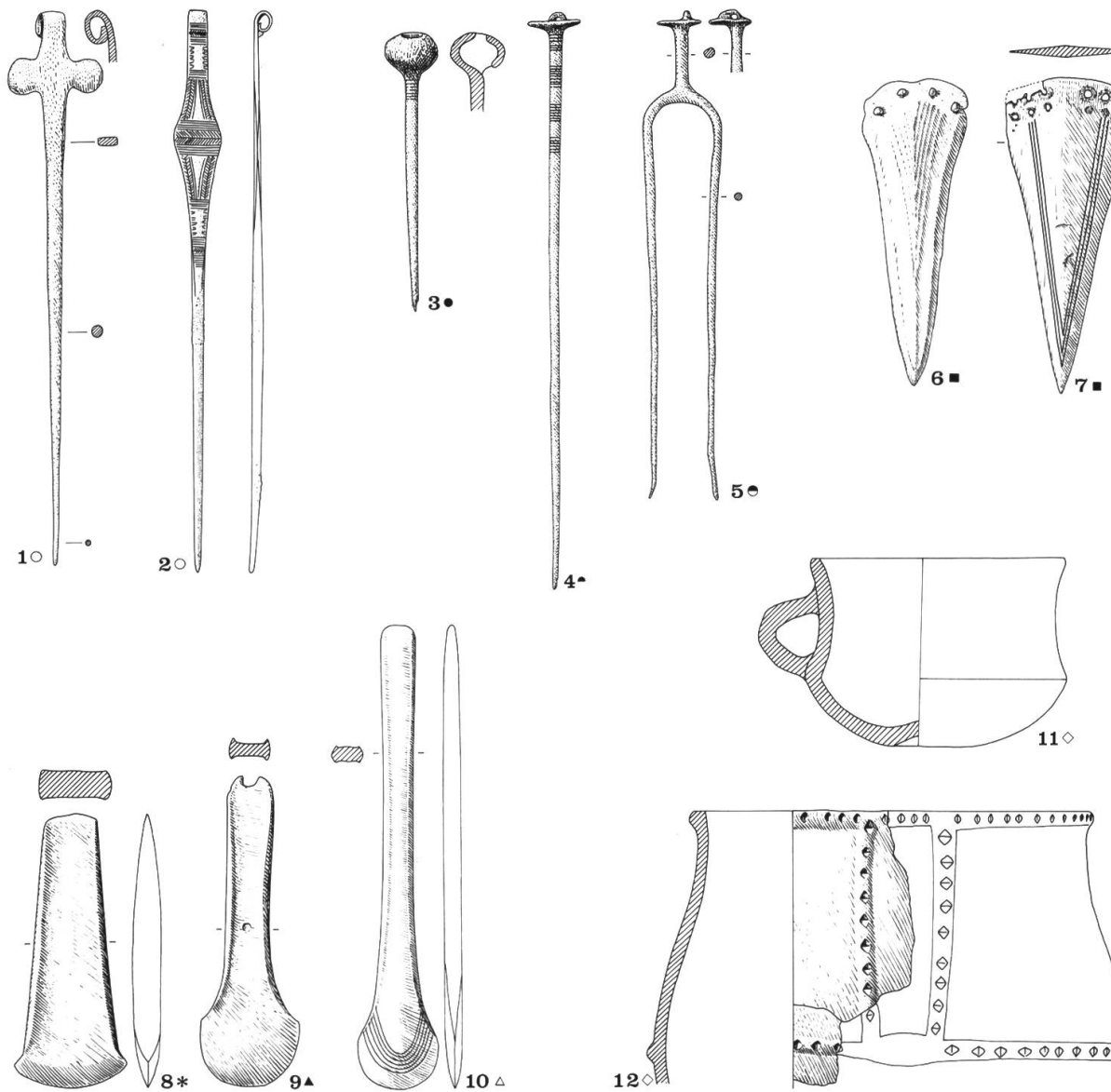
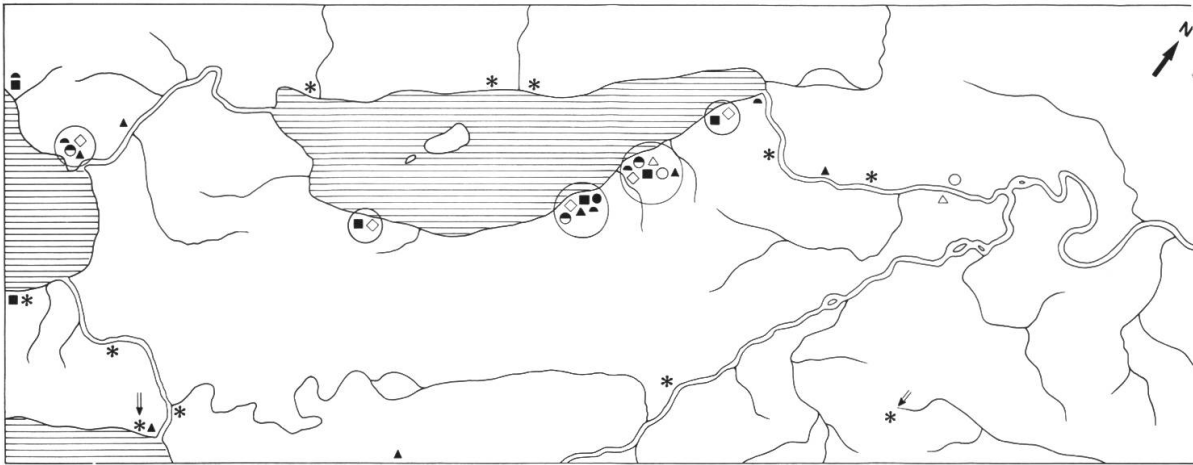
Es ist der Forschung bis heute unklar, ob sich diese bronzezeitliche Gruppe aus der schnurkeramischen Kultur heraus entwickelt hat, zumal Funde aus der ersten Stufe der Frühbronzezeit, die in benachbarten Regionen bekannt sind³, im Mittelland fehlen und dadurch ein Kontinuitätsnachweis erschwert wird (STRAHM 1974).

Mehrfach wurden die Beile vom Typ Neyruz (Abb. 11, 8) als Lückenbüsser für diese Anfangsphase der Frühbronzezeit verwendet mit den Argumenten, sie seien noch nie zusammen mit Gegenständen gefunden worden, die ausschliesslich der späteren Stufe zuzurechnen seien, obwohl sie dasselbe Verbreitungsgebiet hätten. Zudem seien sie der Form neolithischer Kupferbeile noch nahe, jedoch bereits mit Zinnbeimischung versehen (VOGT 1948). Im Bieler Seeland sind rund ein dutzend Fundstellen dieses Beiltyps bekannt. Es dürfte sich dabei oftmals um nicht genau beobachtete Depotfunde handeln, wie in der Munimatt bei Grossaffoltern und «Sur le petit Ban» in Vully-le-bas. Diese sind während der ganzen Epoche recht zahlreich und gelten vornehmlich als Altmetallager für Händler und Giessereiwerkstätten.

Diese zunächst recht karge Fundsituation im Mittelland lässt umsomehr staunen über das plötzliche Auftreten reicher Ufersiedlungen gegen Ende der Frühbronzezeit, und man ist geneigt, die unerwartete Kulturblüte der neuen wirtschaftlichen Bedeutung des Voralpenraumes zuzuschreiben. Aus dieser Zeit sind am Bielersee Ufersiedlungen in Mörigen, Sutz, Gerolfingen und Schattenwil bekannt (ISCHER 1928; vgl. auch Plan B). Interessanterweise liegen sie alle an der Südseite des Sees, wo der Handelsweg aus dem Wallis, via Simmen- oder Kandertal den Thunersee, und von dort aareabwärts das Seeland erreicht. Gerade dieses Gebiet bildet in der Frühbronzezeit offensichtlich die Kontaktzone zwischen der Kulturgruppe des nordöstlichen Mittellandes und derjenigen des Rhonetales. Man findet deshalb auch in den Bielerseestationen Bronzegegenstände aus beiden Regionen: Den Rhonetypen (BILL 1973) zuzuordnen ist die Flügelnadel aus Mörigen (Abb. 11, 1) und eine Rudernadel aus Orpund (Abb. 11, 2). Die querdurchbohrte Kugelkopfnadel, die Ösenkopfnadel und das Langquaiderbeil aus Gerolfingen (Abb. 11, 3.4.9) hingegen sind übliche Formen des Mittellandes (GALLAY 1971). Aus Einzelelementen beider Gruppen wurden zudem neue, für die Westschweiz typische Formen geprägt: Das Rillenbündel entlang der halbrunden Schneide zweier Beile aus Mörigen und Schwadernau (Abb. 11, 10) wurde möglicherweise südosteuropäischen Vorbildern entlehnt. Ihr löffelförmiger Schäftungsteil ist jedoch charakteristisch für die Rhonegruppe. Auch wurden Ösenkopfnadeln mit doppeltem Schaft ausschliesslich im Seeland hergestellt (Abb. 11, 5; Maier 1979/80).

In den Gräbern, von denen am Bielersee bis heute noch keine bekannt sind, die aber im Kanton Freiburg und am Thunersee recht häufig vorkommen, widerspiegeln ebenfalls reiche Beigaben aus beiden Kulturgruppen die wirtschaftliche Bedeutung dieses Grenzgebietes zwischen Rhonetal/Walliseralpen und Mittelland (GALLAY 1971).

3 Zum Beispiel im Wallis und im süddeutschen Gebiet, wo die neolithische Glockenbecherkultur offensichtlich einen wesentlichen Anteil zur Herausbildung der frühen Bronzezeit leistete.



3.2.2 Die mittlere Bronzezeit (1500–1300 v.Chr.)

Der Donaauraum diente seit Beginn der Bronzezeit dem Bewohner der Schweiz als kulturelles Vorbild. Von dort her gelangte das neue Metall und die Kenntnis seiner Verarbeitung nach Westen. Um 1500 v.Chr., noch während der Blüte der frühbronzezeitlichen Ufersiedlungen, dringen aus dem Osten neue Kulturimpulse in unser Land. Im Gefolge davon werden auch neue Schmuckmaterialien, wie Gold, Bernstein und Fayence⁴ eingeführt, von dort her werden nun auch Pferd und Wagen übernommen. Die Einflüsse waren tiefgreifend genug, um sogar eine Anpassung im religiösen Brauchtum zu bewirken: Die Sitte der Flachgräberbestattung der Frühbronzezeit wird aufgegeben. Neu sind jetzt Hügelgräberfriedhöfe nach östlichem Muster, von denen auch im Seeland, auf dem Jolimont und bei Cressier «la Baraque» Spuren zu finden sind. Mit ihrem ersten Auftreten wird der Anfang der Mittelbronzezeit festgelegt, die deswegen auch Hügelgräberbronzezeit genannt wird.

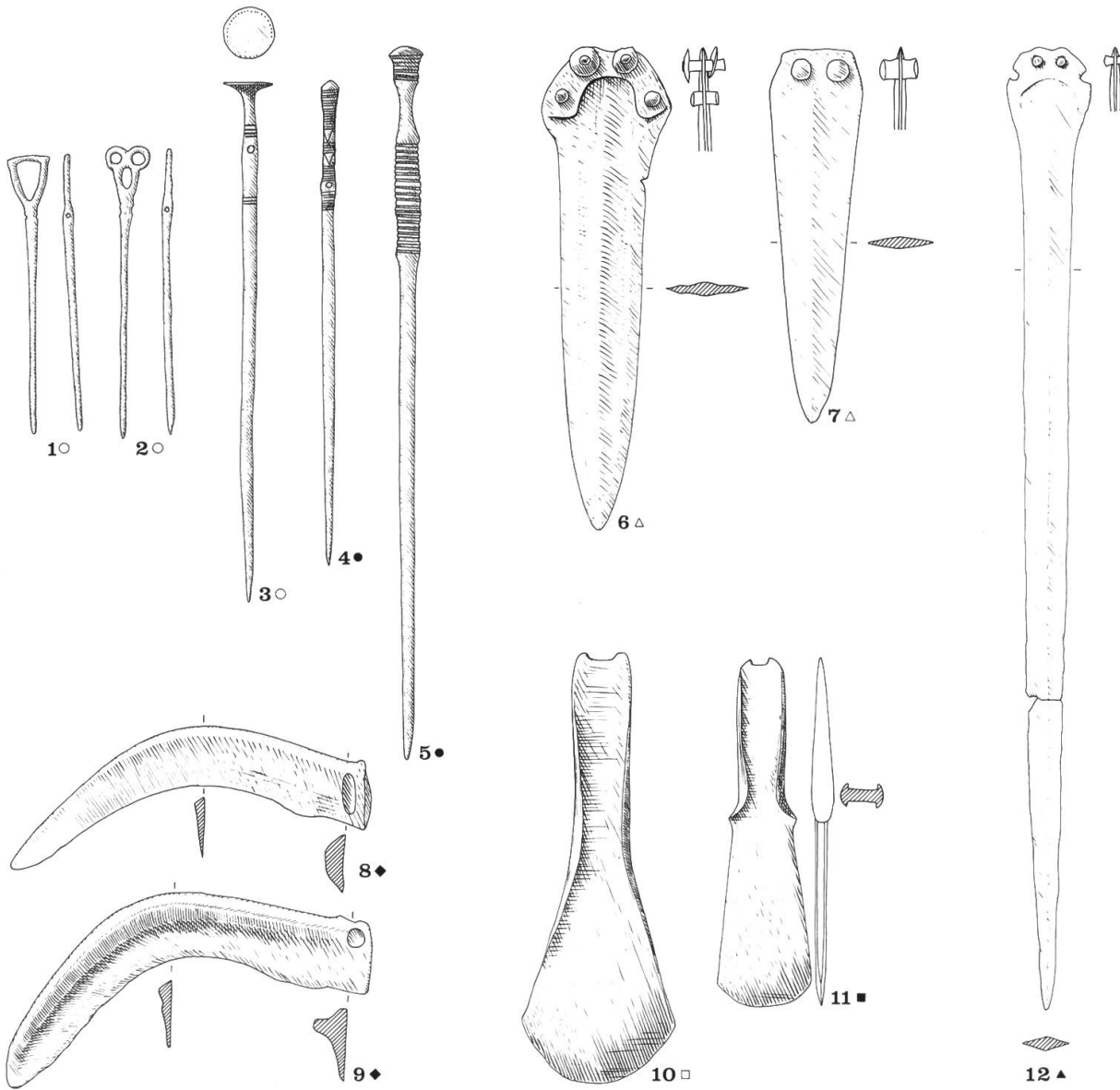
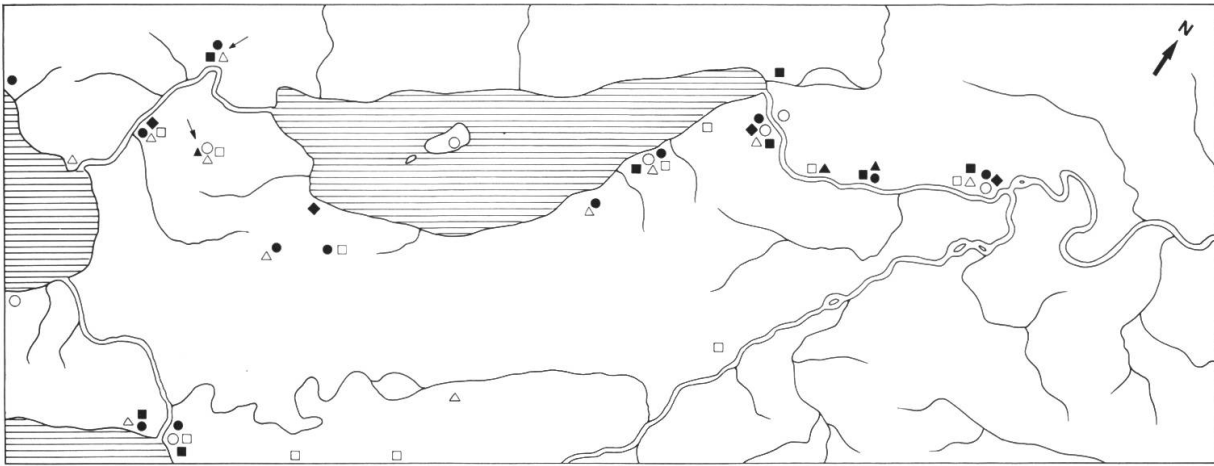
Die Sitte der Grabbeigaben ermöglicht es, die Entwicklung der Bekleidung und Bewaffnung einer Kulturgruppe zu studieren.

Während der ganzen Bronzezeit bleibt die Tragart der Tracht grösstenteils unverändert. Dies zeugt von Tradition, also wahrscheinlicher Kontinuität der Bevölkerung. In der Regel tragen Frauen zwei Gewandnadeln, Männer nur eine. Die Form der einzelnen Typen war einem starken Modetrend ausgesetzt, der dem Archäologen erlaubt, eine Feinchronologie der Stilentwicklung aufzustellen⁵: Während der Mittelbronzezeit sind die Nadeln nicht mehr am Kopf, sondern am Hals durchbohrt (Abb. 12, 1–4), der im Lauf der Zeit anschwillt und zuerst nur mit geritzten Linien verziert, später auch gerillt und am Übergang zur Spätbronzezeit gerippt wird (Abb. 12, 3–5). Ein einziger Nadeltyp scheint besonders für die Westschweiz charakteristisch zu sein: Die gerippte Nadel mit geripptem Zylinderkopf (Abb. 12, 5; OSTERWALDER 1971). Von solchen geringfügigen, modisch bedingten Ausnahmen abgesehen, scheint das westschweizerische Seeland in der Mittelbronzezeit eine kulturelle Annäherung an das übrige Mittelland zu erfahren.

4 Deren Rohmaterial aus England (Fayence), Irland, Siebenbürgen (Gold) oder dem Baltikum (Bernstein) stammt, was die Zinnhandelsroute von N-Europa her rheinaufwärts andeuten mag.

5 Die Einteilung der metallzeitlichen Kulturgruppen West- und Mitteleuropas in verschiedene Stufen wurde anfangs des Jahrhunderts durch P. Reinecke begründet, der die Bronzezeit und die frühe Eisenzeit in je vier Phasen untergliederte: BZ A–D und HA A–D. Diese Einteilung wurde stetig den neuesten Forschungsergebnissen angepasst und ist noch heute Gegenstand andauernder Suche nach der sinnvollsten und wirklichkeitsnahsten Stufengliederung der Kulturgruppen. Letzte zusammenfassende Darstellungen sind für die frühe Bronzezeit UFAS 3, für die mittlere Bronzezeit OSTERWALDER 1971 und für die späte Bronzezeit RUOFF 1974 und RYCHNER 1979.

◀ Abbildung 11 Die frühe Bronzezeit (1800–1500 v.Chr.). Oben: Fundkarte (Umkreisung = Siedlung; Doppelpfeil = Depot). Unten: Funde aus dem Seeland: 1. Flügeladel, Möriken; 2. Rudernadel, Orpund; 3. Kugelkopfnadel, Gerolfingen; 4. Ösenkopfnadel, Gerolfingen; 5. Doppelschaftnadel, Marin-Epagnier; 6. kannelierte Dolchklinge, Cudrefin; 7. ritzierte Dolchklinge, Gerolfingen; 8. Beil Typ Neyruz, Vully-le-Bas; 9. Beil Typ Langquaid, Gerolfingen; 10. löffelförmiges Beil, Schwadernau; 11. Grobkераmik, Sutz; 12. Feinkeramik, Gerolfingen. Verschiedene Massstäbe (Umzeichnung Arthur Nydegger)



Im Handwerk ersetzen immer mehr Werkzeuge aus Bronze die alten Stein- und Knochengeräte. In Giessereidepots liegen neben anderem Altmetall beschädigte Sicheln (Abb. 12, 8.9)⁶ und ausgediente Beile, deren Randleisten nun höher ansetzen und oft durch einen Absatz vom Schneidenteil abgetrennt sind (Abb. 12, 10.11).

Der Grossteil dieser mittelbronzezeitlichen Gegenstände sind Zufallsfunde. Man sucht im Seeland vergebens nach den möglichen Siedlungsplätzen, denn so unerwartet wie sie erschienen waren, so plötzlich brechen die blühenden Ufersiedlungen in der Anfangsphase der Mittelbronzezeit wieder ab, im Gegensatz zu den Hügeldörfern, die teilweise bis in die Spätbronzezeit fort dauern. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wollte die Forschung für diesen Rückzug der Bevölkerung auf die Hügel politisch-kriegerische Ursachen verantwortlich machen, auf Grund nun vermehrt auftauchender Depotfunde, die als vor dem Feind versteckte Wertsachen interpretiert wurden. Heute neigt man eher dazu, das plötzliche Ansteigen des Meeresspiegels damit in Verbindung zu bringen (Klimasturz; vgl. Abb. 2).

Allerdings zeigt die beträchtliche Anzahl an Einzelfunden dennoch eine rege Begehung der Uferregion in dieser Zeit, wenn nicht sogar bisher noch nicht lokalisierbare Dörfer. Versinterte Keramikfunde entlang der Broye (SCHWAB 1973) könnten beispielsweise auf eine nahegelegene Siedlung hinweisen.

Dass der Warentransport in der Mittelbronzezeit am Bielersee von Bedeutung blieb, belegt die Datierung des neuentdeckten Einbaumes aus Twann mittels der C¹⁴-Methode (AMMANN et al. 1977). Welchem Zeitabschnitt die zahlreichen früheren Einbaumfunde angehören – sieben wurden allein am nördlichen Seeende bei Vingelz beobachtet – ist kaum nachprüfbar. Ähnliche Konstruktion allein kann noch keine Gleichzeitigkeit beweisen, denn es ist anzunehmen, dass bewährte Formen, vorwiegend aus Eichenholz, über längere Zeit beibehalten wurden. In einem Boot aus Pappelholz lagen drei bronzezeitliche Scherben (7. PBB, 1876), in einem anderen aus Weisstanne nördlich der Petersinsel – aus deren Nähe mindestens vier weitere Einbäume bekannt sind – fand man neben einem Gefäss auch menschliche Skelettreste, so dass auch die Möglichkeit von Schiffsgräbern mit in Betracht gezogen werden muss.

6 Die Sicheln der Mittelbronzezeit sind leicht geschwungen, besitzen ein bis zwei Klingen-Rippen und einen Knopf zur Befestigung der Schäftung (Knopfsicheln).

Die Sicheln der Spätbronzezeit sind stark geschwungen, besitzen meist mehrere Klingen-Rippen, die im Schäftungsteil durch einen Knick ihre Richtung ändern, wo oft zusätzlich ein Loch zur Befestigung der Schäftung angebracht ist (Zungen- und Lochsicheln).

◀ Abbildung 12 Die mittlere Bronzezeit (1500–1300 v.Chr.). Oben: Fundkarte (Pfeil = Gräber). Unten: Funde aus dem Seeland: 1. Triangelnadel, Nidau; 2. Ringkopfnadel, Cudrefin; 3. Scheibenkopfnadel, Mörigen; 4. Kolbenkopfnadel, Orpund; 5. gerippte Nadel, Täuffelen; 6. viernietige Dolchklinge, Ins; 7. zweinietige Dolchklinge, Thielle (?); 8. Knopfsichel, Port; 9. zweirippige Knopfsichel, Vinelz; 10. glockenförmiges Beil, Thielle; 11. oberständiges Randleistenbeil, Cressier; 12. Schwert mit Griffplatte, Jolimont. Verschiedene Massstäbe (Umzeichnung Arthur Nydegger)

3.2.3 Die späte Bronzezeit (1300–800 v.Chr.)

Infolge verstärkter östlicher Einflüsse ist um 1300 v.Chr. erneut ein grundlegender Wechsel der Grabsitte feststellbar. Neben der noch eine zeitlang andauernden Körperbestattung werden die Toten nun zunehmend kremiert und die Urnen wieder in Flachgräbern beigesetzt. Aus diesem Grund erhielt die Spätbronzezeit den Namen Urnenfelderkultur.

Ein zerstörtes Brandgrab wurde kürzlich auf dem Guggemärli bei Ried gefunden (SCHWAB 1976b) und am Bielersee sind eventuelle Grabbeigaben aus einer Kiesgrube bei Sutz erwähnt (PRIMAS in UFAS 3). In diesem Fundkomplex liegt auch ein Schwert.

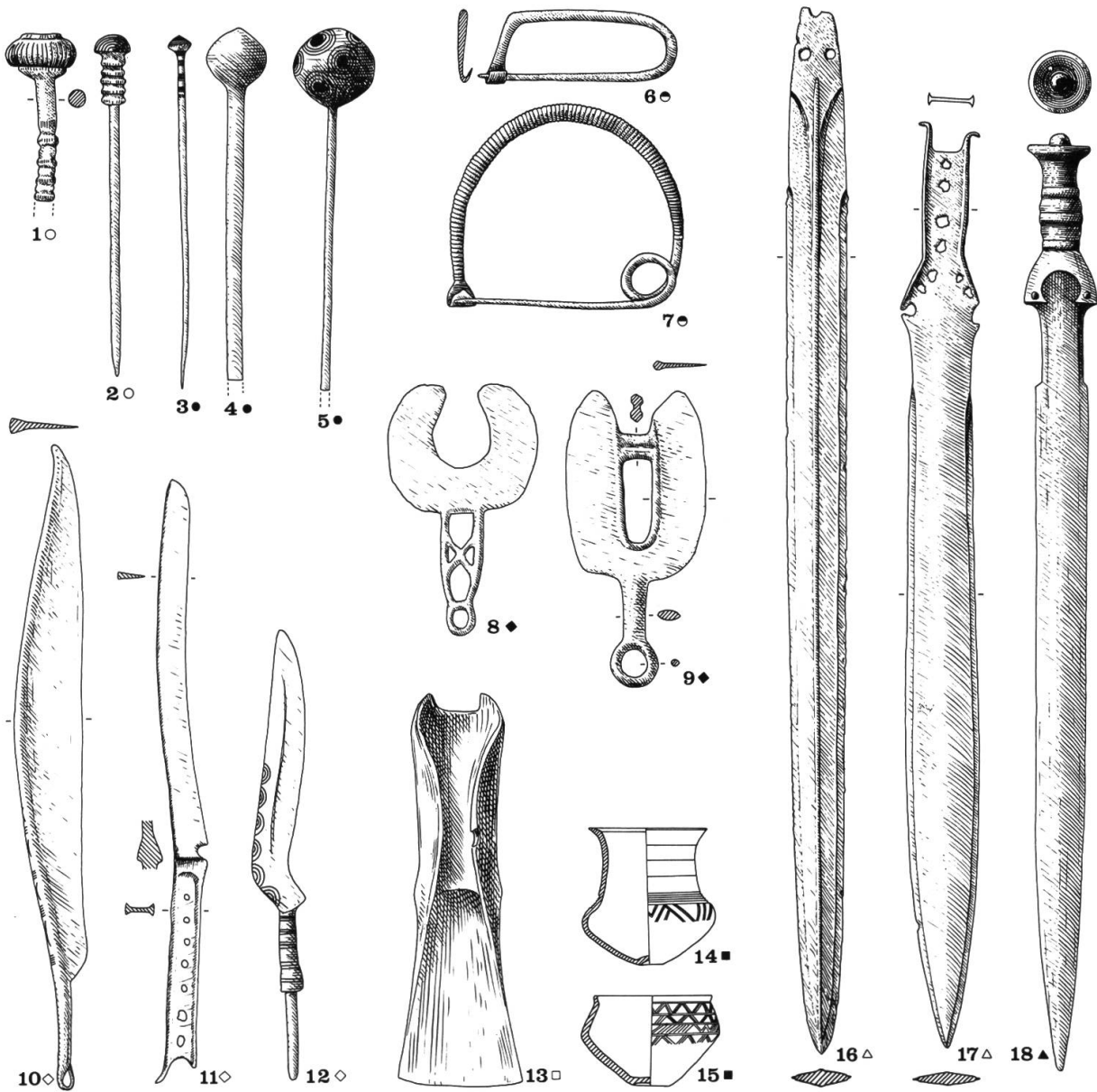
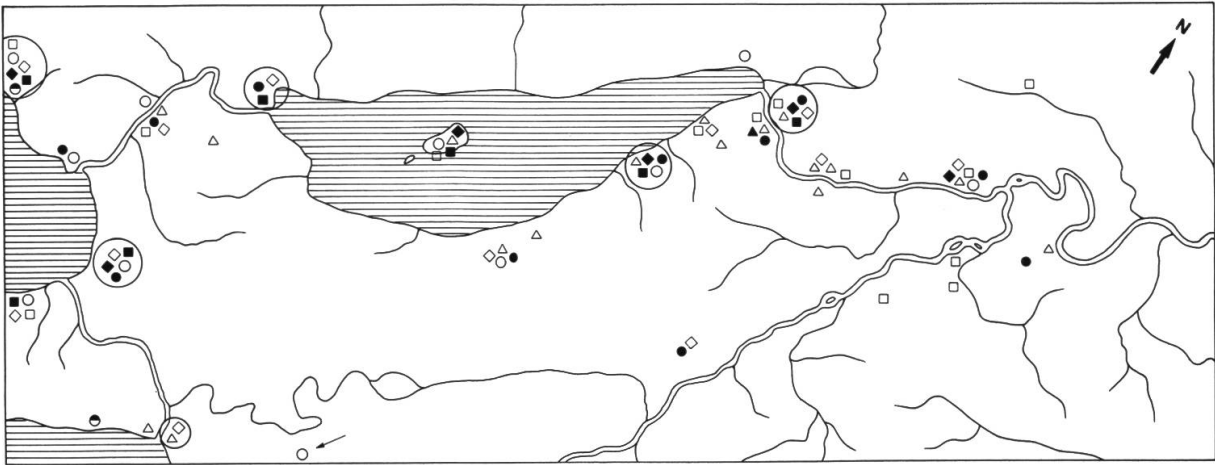
In der Bewaffnung bahnt sich seit der Mittelbronzezeit eine Änderung an. Die Dolche (Abb. 11, 6.7; Abb. 12, 6.7) werden zusehends länger, aus der ehemaligen Stichwaffe entwickelte sich am Ende der Mittelbronzezeit das lange, schmale Rapier (Abb. 12, 12), und in der Spätbronzezeit ist das veraltete Kriegsbeil (Abb. 12, 11) durch die verbesserte Hiebwaffe, das Schwert, weitgehend abgelöst (Abb. 13, 16–18). Daneben wurde der Dolch im Nahkampf weiterverwendet. Seit dem Ende der Frühbronzezeit tauchen vereinzelt auch Lanzen- und Pfeilspitzen auf, werden jedoch erst in der Spätbronzezeit häufig und gewinnen in der Eisenzeit durch die neue Fernkampftechnik mit Pferd und Streitwagen entscheidend an Bedeutung.

Zur Befestigung des Kleiderstoffs trägt die Frau noch immer zwei, der Mann eine Nadel. Um ihren modischen Formenwandel kurz weiterzuverfolgen, darf man etwas verallgemeinernd sagen, dass zu Beginn der Spätbronzezeit die Halsrippen noch vorherrschen (Abb. 13, 1.2), der Nadelkopf dann zunehmend betont wird, was in der Namengebung verschiedener Typen zum Ausdruck kommt: Mohnkopfnadel (Abb. 13, 1), Zwiebelkopfnadel (Abb. 13, 4), Bombenkopfnadel (Abb. 13, 5). Aus mehreren Grabfunden wird deutlich, dass die beiden Nadeln durch eine Ringkette verbunden sein können, und dass auch ein Gürtel mit bronzemem Haken zur Tracht gehört. Arm- und Fussspangen werden in der Regel paarweise getragen, wobei in Männergräbern mehrfach nur eine Schmuckspange liegt.

Seit der Spätbronzezeit werden auch Messer (für Frauen und Männer, Abb. 13, 10–12; Abb. 14, 9–11) und Rasiermesser (Abb. 13, 8.9; Abb. 14, 4–6) den Toten mitgegeben, Gerätetypen, die auch in den Siedlungen zahlreich anzutreffen sind.

Neben den Waffenbeigaben finden wir in Männergräbern bereits vereinzelt Pferdezaumzeug und Wagenbeschläge. Diese Fundsituation lässt an die Entwicklung einer sozialen Oberschicht denken, zumal in solchen Bestattungen das Schmuckinventar aussergewöhnlich reichhaltig sein kann. Neben Finger- und Ohrringen waren insbesondere Halsschmuck und Diademe ein Privileg. So dürfte der exklusive

Abbildung 13 Die späte Bronzezeit (1300–800 v.Chr.). Oben: Fundkarte (Umkreisung = Siedlung; Pfeil = Grab). Unten: Funde aus dem Seeland: 1. Mohnkopfnadel, Ried; 2. Binner Nadel, Petersinsel; 3. Zwiebelkopfnadel, Le Landeron; 4. Zwiebelkopfnadel, Witzwil; 5. Bombenkopfnadel, Mörigen; 6. Bogenfibel, Murtensee; 7. verzierte Bogenfibel, St. Blaise; 8. zweischneidiges Rasiermesser, Mörigen; 9. zweischneidiges Rasiermesser, Petersinsel; 10. Messer mit Griffangel, Sugiez; 11. Messer mit Griffzunge, Mörigen; 12. Messer mit Griffhorn, Cudrefin; 13. oberständiges Lappenbeil, Cudrefin; 14. Schulterbecher, Le Landeron; 15. Schüssel, Le Landeron; 16. Rixheimschwert, Brugg; 17. Griffzungenschwert, Port; 18. Vollgriffschwert, Port. Verschiedene Massstäbe (Umzeichnung Arthur Nydegger) ►



Halsschmuck und weitere zahlreiche Funde am Ligerzer Heidenweg im Norden der Petersinsel möglicherweise aus unbeobachteten Gräbern stammen.

Am Beginn der Spätbronzezeit sind die Ufer unserer Seen noch nicht wieder besiedelt, die Höhenlage blieb vorerst bevorzugt. Erst am Anfang des 11. Jahrhunderts v.Chr., in der zweiten Hälfte der Spätbronzezeit, setzen die Uferdörfer wieder ein und zwar in grösserer Zahl und reichhaltiger als zuvor. In der Literatur werden rund ein Dutzend mehr oder weniger gesicherte Stationen aus der weiteren Bielerseeumgebung aufgeführt (11. u. 12. PBB, 1930, vgl. auch Plan B). Zu nennen sind Mörigen am Bieler-, Cudrefin am Neuenburger- und Muntelier am Murtensee, die alle eine Bronzegiesserei besaßen. Gussformen aus Sandstein, Gusstiegel aus Ton, Tondüsen(?) für Blasbalg und Ofen und Werkzeuge zur Metallbearbeitung, wie Hämmer, Meissel, Ambosse, Stichel usw. zeugen von dieser Tätigkeit (WYSS in UFAS 3). Es ist offensichtlich, dass Stationen, die Nachweise von Metallhandwerk erbrachten, besonders reich waren. Importierte Gegenstände aus seltenen Materialien, wie Golddraht und Goldblech, Bernsteinperlen und blaue Glasperlen mit weissen Glaseinlagen, sind Ausdruck dieses materiellen Überflusses. Die Giessereiwerkstätten brachten der ganzen, engeren Region Reichtum und Wohlstand.

Handwerke wie Spinnerei, Weberei, Korberei und Schnitzerei, nachgewiesen in den Ufersiedlungen durch Spinnwirtel und Webgewichte aus Ton, Reste von Geflechten und Geweben, Knochenschmuck, Käämme, Holzgefässe und Werkzeugschäftungen dürften noch grösstenteils von den einzelnen Familien in Heimarbeit oder zentral innerhalb des Dorfes hergestellt worden sein (WYSS in UFAS 3).

Über die Keramikproduktion gibt eine in Le Landeron entdeckte Töpferei Auskunft (SCHWAB 1973). Die Brennstelle war kein geschlossener Töpferofen. Ein offenes Herdfeuer, mit grossen Steinplatten umstellt, genügte scheinbar den Ansprüchen. Serien von gestapelten Tellern, Schüsseln und Bechern kamen zum Vorschein. 200 Gefässe waren noch ganz. Ob dies eine Werkstatt war, die nur den Bedarf eines Dorfes zu decken hatte, oder ob die Gefässe weiterherum in der Seenregion verhandelt wurden, ist kaum zu entscheiden. Jedenfalls ist das Lager an Fertigprodukten erstaunlich gross, und der direkte Seeanstoss eine gute Voraussetzung für den Schifftransport, wo die zerbrechliche Ware sicherer aufgehoben war, als beim Transport über holprige Landwege.

Dank der vielen Ufersiedlungen am Ausgang der Bronzezeit ist die Fundmenge des Keramikmaterials beachtlich gross. So wird die Gefässtypologie neben den Bronzen erst für diese Epoche als feinchronologisches Datierungsmittel herangezogen (RUOFF 1974). Die Formen und Verzierungsarten der Keramik zeigen einerseits während der ganzen Bronzezeit einheitliche Charakterzüge: Die variationsreiche Ritzzier des feineren Tafelgeschirrs ist auf den Grundelementen von Rillenbündeln in Verbindung mit Dreieckmusterkombinationen aufgebaut (Abb. 13, 14.15; Abb. 14, 13) und am häufigsten als horizontales Schulterband auf einhenkligen Tassen (Abb. 11, 11; Abb. 14, 14) anzutreffen. Andererseits waren detaillierte Zierelemente dem wechselnden Modegeschmack unterworfen und zwar in denselben Zeitintervallen, die für den Schmuck zu beobachten sind, eine Bestätigung dafür, dass die danach aufgebaute Stufeneinteilung der Bronzezeit eine gesamt-kulturell kontinuierliche Entwicklung aufzeigt, die innerhalb der tausend Jahre mehrere Modeströmungen erlebt hat. Beispiele solcher, nur kurzfristig beliebter Verzierungsar-

ten der Keramik sind die Doppelhalbmondstempel der Frühbronzezeit. In der Mittelbronzezeit wird der Kerbschnitt üblich, und auf spätbronzezeitlichen Gefässen treten nun reiche Bogen- und Mäandermuster zu den alten Dreieckkombinationen hinzu. Mit derselben üppigen Ritzzier werden auch Bronzegegenstände (Abb. 13, 12) dekoriert.

Die grobe Keramik, das Koch- und Vorratsgeschirr, ist in der frühen und mittleren Bronzezeit durch fingertupfenverzierte Leistenkombinationen charakterisiert (Abb. 11, 12), die in der Spätstufe aus der Mode kommen; der Halsknick der Töpfe wird nur noch durch einfache Einstichreihen betont.

Die Änderung des Formenschatzes der Gefässe ist sicher teilweise im Zusammenhang mit dem Wechsel bestimmter Essgewohnheiten oder Speisezubereitung zu sehen: Schüsseln mit Längsschlitz unterhalb des Randes verschwinden während der Mittelbronzezeit. Neu eingeführt wird zu Beginn der späten Ufersiedlungen die Tellerform (Abb. 14, 13).

Eine stilmässige Unterscheidung der Bronzen und der Keramik im östlichen und westlichen Mittelland, wie sie für die Frühbronzezeit so klar zum Ausdruck kam, ist in der Mittel- und Spätbronzezeit kaum mehr nachzuvollziehen: Nur minime Abweichungen in der Formgebung der Gefässe im Sinn einer leichten Verflauung sind im Seeland am Übergang zur Eisenzeit wahrnehmbar. Auch scheint die Westschweiz etwas weniger zierfreudig und entsprechend traditioneller in der Auswahl ihrer Muster zu sein (RUOFF in UFAS 3).

Es ist schwierig, diesen klaren unterschiedlichen Befund zu Beginn und die nur noch schwach ausgeprägten Differenzen am Ende der Bronzezeit zu interpretieren. Es wäre durchaus möglich, dass im Seeland anfänglich noch ein spürbarer Einfluss der neolithischen Glockenbecherleute vorhanden war und die ersten frühbronzezeitlichen Impulse aus dem Osten dadurch auf andere Art aufgenommen und verarbeitet wurden, als im übrigen Mittelland, wo die schnurkeramische Bevölkerung lebte, und dass sich die beiden Gruppen infolge gleichgerichteter Interessen jedoch rasch kulturell annäherten, bis sie am Ende der Bronzezeit eine nur noch wenig voneinander unterscheidbare Einheit bilden.

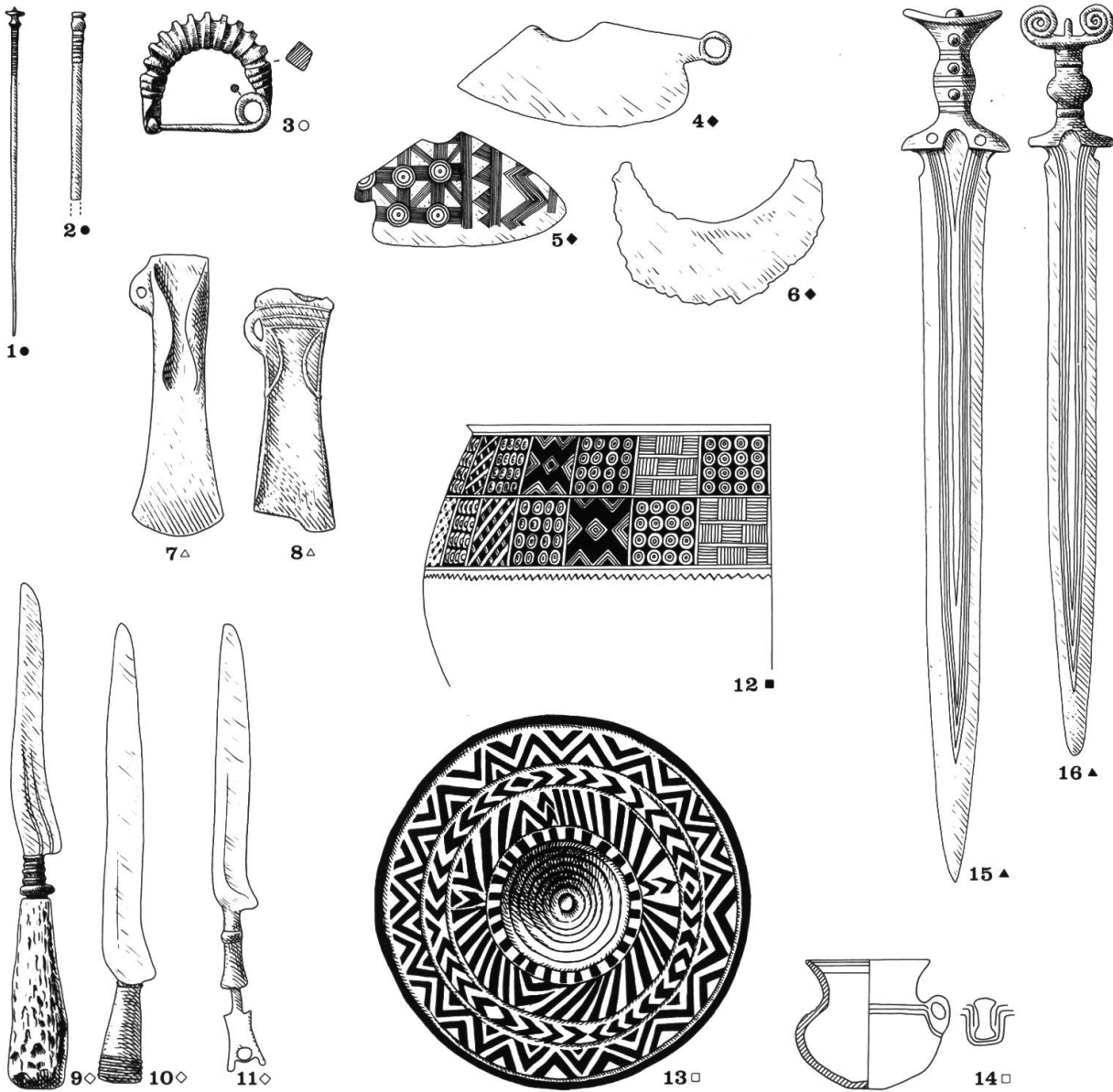
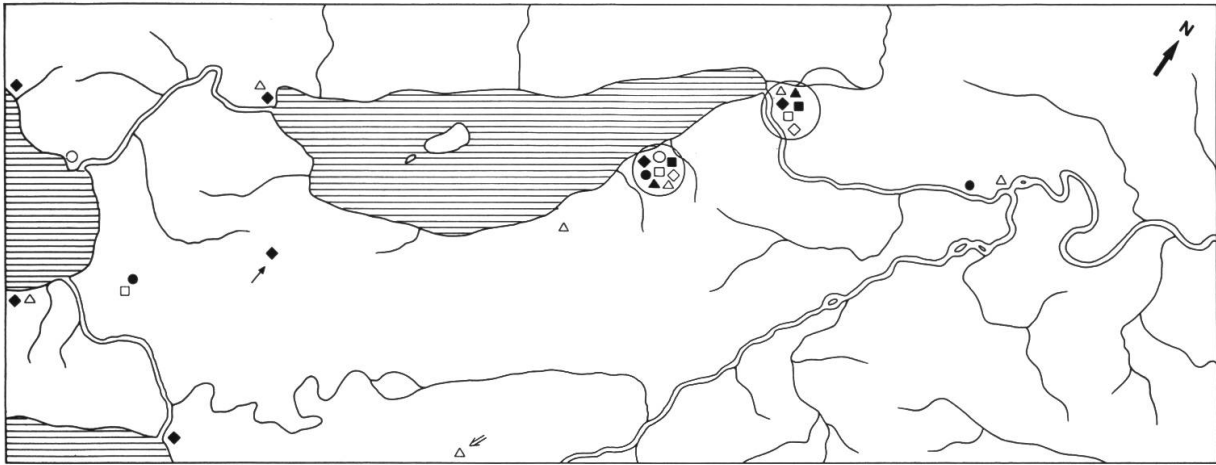
3.3 Die Eisenzeit

3.3.1 Die ältere Hallstattzeit (800–600 v.Chr.)

Um 800 v.Chr. wird ein neuer Modestil in den spätbronzezeitlichen Ufersiedlungen der Schweiz sehr rasch übernommen. Er ändert die Zierweise der Bronzen und der Keramik in wesentlichen Zügen:

Der zeichnerische Ritzstil der Bronzen (Abb. 13, 5.12) wird von einer plastischen Rippenzier abgelöst. An Schmuckspangen, an den ersten rundgegossenen Arm- und Fussringen, auch an Schäftungstüllen von Waffen und Werkzeugen (Abb. 14, 9.10) und auf Schwertklingen (Abb. 14, 15.16) werden abwechselnd eine breite und eine schmale Rippe mitgegossen. Ebenso ist der Hals von Vasenkopfnadeln in dieser besonderen Art gerippt (Abb. 14, 2; VOGT 1942).

In Westeuropa nördlich der Alpen werden die Gefässe nun erstmals bemalt. Ein Zweifarben-Effekt war schon seit dem Neolithikum bekannt, indem man die in den



Ton geritzte Verzierung mit einer weissen Paste füllte (Inkrustation). In der Bronzezeit legte man hie und da auch farbige Fäden in die Rillen, die durch kleine Löcher ins Innere des Gefässes gezogen und festgekeilt wurden (Abb. 13, 15). Neu ist nun die rot-schwarze Bemalung ganzer Flächen mit Ocker und Graphit, zum Beispiel der Winkelbänder auf Tellern (Abb. 14, 13) oder der rechteckigen Felder, in welche das Schulterzierband der Gefässe neuerdings gern unterteilt wird (Metopenstil, Abb. 14, 12; RUOFF 1974).

Die Rippenzier der Bronzen und der mehrfarbige Metopenstil der Keramik behalten den Charakter einer barocken künstlerischen Ausdrucksweise aber im wesentlichen bei, die dem üppigen Lebensstil der vorangegangenen wie der nun beginnenden Phase der Ufersiedlungen durchaus entspricht.

Die Westregion setzt sich vom übrigen Mittelland wieder deutlicher ab. Der nivellierende Einfluss der Urnenfelderzeit auf das ganze Voralpengebiet scheint überwunden, und eine gewisse Eigenständigkeit des Seelandes zeigt sich erneut in verschiedenen Einzelheiten: Charakteristisch ist zum Beispiel der teppichartige Ritzstil auf Schmuckringen, Schmuckspangen und Bombenkopfnadeln, der die reiche Zierweise der vorhergehenden Stufe noch steigert: Das typische Netzgitter aus Rillenbündeln, dessen Knotenpunkte durch grosse Kreisaugen betont werden, zeigt ein Rasiermesser aus Mörigen (Abb. 14, 5), hergestellt aus einem Armring-Bruchstück dieses Typs. Bei der Keramik wird durch Aufkleben von Zinnlamellen (Abb. 14, 12) in der Westschweiz eine zusätzliche Farbwirkung erzielt, wohl angeregt durch den Import metallener Gefässe aus dem Osten⁷. Als Klebemittel diente Birkenteerpech, wie dies schon in der neolithischen Cortaillod-Kultur der Fall war. Damals verwendete man anstelle von Zinnauflagen weisse Birkenrinde. Eine erstaunliche Wiederholung der Erfindung einer Farbtechnik nach anderthalb Jahrtausenden im gleichen Gebiet!

Neben diesen eigenständigen Zierweisen gibt es auch formal-technische Besonderheiten der Westgruppe zu Beginn der Eisenzeit. So wird bei Messern die Schäftungstülle oft mitgegossen (Abb. 14, 10). In Mörigen wurde die Gussform eines solchen Typs gefunden.

Die übliche Schäftungsart bleibt jedoch der Dorn (Abb. 13, 12; Abb. 14, 9), der in einen Hirschgeweihgriff eingesetzt wird und der die frühere Form von Griffplatte, Griffzunge und Griffangel (Abb. 13, 10.11.16.17) abgelöst hat. Die Werkzeuge zeigen allgemein seit der Spätbronzezeit eine zunehmende Vorliebe für die Tüllen-

⁷ In Mörigen wurden Bronzegefässe möglicherweise auch selbst hergestellt: Ein Schulterbecher einheimischer Form und eine Henkelschüssel sind aus dieser Station bekannt.

◀ Abbildung 14 Die ältere Hallstattzeit (800–600 v. Chr.). Oben: Fundkarte (Umkreisung = Siedlung; Pfeil = Grab; Doppelpfeil = Depot). Unten: Funde aus dem Seeland: 1. und 2. Vasenkopfnadeln, Mörigen; 3. Raupenfibel Typ Mörigen, Mörigen; 4. und 5. einschneidige Rasiermesser, Mörigen; 6. eisernes Rasiermesser, Ins VIc; 7. Schaftlappenbeil mit Öse, Mörigen; 8. Tüllenbeil mit Öse, Kerzers; 9. Messer mit Rippenstil, Mörigen; 10. Tüllenmesser mit Rippenstil, Mörigen; 11. Messer mit hornförmigem Griff, Nidau; 12. Schüssel im Metopenstil mit Zinnlamellen, Mörigen; 13. bemalter Teller, Mörigen; 14. Henkelbecher mit Bemalung, Mörigen; 15. Mörigenschwert, Mörigen; 16. Antennenschwert, Mörigen. Verschiedene Massstäbe (Umzeichnung Arthur Nydegger)

schäftung. Sie ist eine typologische Weiterentwicklung der Schaftlappen (Abb. 13, 13; Abb. 14, 7), die sich sozusagen zu einem Kreis geschlossen haben. Vereinzelt bleiben sie sogar angedeutet (Abb. 14, 8), ein typisches Beispiel für ein «Survival», ein nicht mehr funktionstüchtiges, traditionsgebundenes Überbleibsel einer Form.

Das abgebildete Tüllenbeil stammt aus einem Altmetalldepot bei Kerzers (PRIMAS 1977), die als Zeugen ortsgebundener Giessereien erneut auftreten, nachdem sie seit dem Beginn der Ufersiedlungen ausgeblieben waren.

Der Leser mag sich bisher mit Recht gefragt haben, weshalb diese Epoche der Eisenzeit zugesprochen wird.

Zusammen mit dem Stilwechsel an Bronzen und Keramik tritt auch das erste Eisen in unseren Dörfern in Erscheinung. Als Einlage in die Rippen von Arm- und Fusschmuck (Mörigen) und als Kopfscheibchen von Vasenkopfnadeln wird es, wie meist bei seltenen Rohstoffen, zuerst als Schmuckmaterial verwendet. Gleichzeitig wird aber nicht nur sein Seltenheitswert, sondern auch seine hochstehende technische Qualität erkannt, und erste Messer-, Rasiermesser- (Abb. 14, 6) und Schwertklingen werden aus dem neuen Metall hergestellt (VOGT 1949/50). Dass die frühen Eisenfunde aus dem Seeland wegweisend sind in der Erforschung der beginnenden Eisenzeit Westeuropas, dafür spricht die Bezeichnung «Mörigenschwert» (Abb. 14, 15); der erste Schwerttyp, der Eiseneinlagen im Griff oder ganze Eisenklingen haben kann. Auch der Schäftungsteil einer Lanzenspitze aus Nidau besteht teilweise aus Eisen.

Diese Beobachtung legt den Gedanken nahe, dass die Bewaffnung mit Schwert und Lanze einer bestimmten Bevölkerungsgruppe zusteht, die sich das neue Metall leisten kann, und dass sich darin möglicherweise eine privilegierte Berufsgattung von Kriegsherren abzeichnet⁸.

Zusammen mit dem neuen Stil auf Bronzen und Keramik und der Kenntnis des Eisens erreichten von Osten her auch Anregungen im Bereich des geistigen Lebens ganz Westeuropa. Zum ersten Mal scheint in figürlichen Darstellungen der Ausdruck eines neuen religiösen Weltbildes fassbar⁹. Auf Gegenständen werden Vogel- und Radmotive nachgebildet (MOTTIER in UFAS 3). Es sind Wasservögel, die oft paarweise einander zu- oder abgewendet dargestellt werden, so auf einem Bronzekamm der Petersinsel und an einem Pferdetrensenknebel (?) aus Port. Ein alleinstehendes Entchen sitzt auf dem gerippten Griff eines Hakenschlüssels (?) aus Mörigen. Neben radförmigen Anhängern wurden in Hauterive und Mörigen aus Hirschgeweih geschnittene Scheiben mit Kreisaugenmuster gefunden. Das Motiv wird als Sonnensymbol gedeutet, welches auf östlichen Darstellungen zwischen den beiden antithetischen Vögeln erscheint und als «Sonnenbarke», die über das Weltmeer zieht, den Sonnenauf- und -untergang versinnbildlichen soll.

8 In der späten Eisenzeit ist das Söldnertum für die Kelten, deren Vorfahren die Hallstattleute waren, aus der griechischen Geschichtsschreibung bekannt.

9 Am Beginn der Bronzezeit gaben kupferne Doppeläxte (Lüscherz, WYSS 1974) schon Anlass zu Spekulationen über den kultischen Hintergrund und die Herkunft einer damit verbundenen Weltanschauung aus dem kretisch-mykenischen Kulturkreis; ebenso hornförmige Tongebilde, sogenannte Mondhörner (Mörigen, Hauterive, Le Landeron) aus spätbronzezeitlichen Siedlungen, die man als Kultgegenstände deuten möchte.

Interpretationen dieser Art sind vorsichtig zu behandeln, da sie oftmals aus jüngeren, volkskundlichen Parallelerscheinungen gefolgert sind und zu falschen Analogieschlüssen führen können.

In diesen möglicherweise kultischen Zusammenhang gehören wohl auch kleine Bronzeschellen und Rasseln diverser Formen aus Ton und Bronze. Denselben Zweck erfüllt der «Klapperschmuck», phantasievoll zusammengesetzt aus Ringen, Ringketten und Blechanhängern, in einer fast kindlich wirkenden Freude am metallenen Klang, oder als magische Abwehr gegen böse Kräfte gedacht. Diese Anhängerkombinationen werden zur Tracht getragen. Sie gehören aber auch zum Zaumzeug der Pferde.

Es ist festzuhalten, dass kurz nach Beginn der Eisenzeit die reichen Ufersiedlungen wieder abbrechen, eine ähnliche Situation, wie wir sie schon zu Beginn der Mittelbronzezeit angetroffen haben. Auch jetzt wechselt die Bestattungssitte vom Flachgrab wieder zum Hügelgrab, unter dem traditionsgemäss zuerst noch die Urne oder Brandschüttung (Kallnach, Ins) liegt, neben der die Körperbestattung aber zunimmt und seit dem 6. Jahrhundert v.Chr. während der ganzen Eisenzeit beibehalten wird. Eine früheisenzeitliche Bestattung in einem Hügel der Mittelbronzezeit bei Cressier wirft die Frage auf, ob die Wahl dieses Platzes einer wiederbelebten Kulturtradition entspricht, das heisst, lebte der Hügel rund 700 Jahre lang als «heiliger Ort» im Bewusstsein der einheimischen Bevölkerung, oder bot sich lediglich die Lage so günstig an, dass Leute aus niederen Schichten, die keine Mittel zur Errichtung eines eigenen Grabhügels aufbringen konnten, ihre Toten in gegebene Geländehügel beisetzen und oftmals zufällig ein mittelbronzezeitliches Grab benutzen?

In Cressier und im Mühleholzli bei Ried gibt es zudem Flachgräber aus der frühen Eisenzeit mit recht ärmlichen Beigaben. Die Hockerposition der Skelette hebt die drei Gräber aus Ried zusätzlich vom üblichen Brauchtum, der Bestattung in gestreckter Rückenlage, ab. Auch hier liegt der Gedanke nahe, sie könnten einer aus sozialen oder kultischen Gründen besonders behandelten Gruppe (Kaste) angehören.

Solche Fragestellungen werden durch gut beobachtete Fundsituationen angeregt. Sie ermöglichen es, die Struktur einer Gruppe und eventuelle historische Abläufe zu diskutieren, was die eigentliche Aufgabe der Urgeschichte ist.

Es ist ein eigenartiges Wechselspiel in der Erforschung der frühen Metallzeiten, dass man innerhalb einer Stufe entweder die Siedlungsplätze oder die Friedhöfe findet, selten aber beides gleichzeitig. So wird dem Archäologen der nun folgende, relativ schnelle Wechsel von Bronze zu Eisen nur in einem kleinen Ausschnitt der Gesamtkultur vor Augen geführt, nämlich durch die Schmuck- und Waffenbeigaben in den Gräbern. Über die Werkzeuge, die den Toten nie mitgegeben wurden, erhalten wir in unserem Gebiet keine Auskunft mehr bis in die späte Eisenzeit, wo wieder ausgegrabene Siedlungen bekannt sind.

Die Eisenbeschaffung stellte damals kein zusätzliches Problem dar. Im Gegenteil, Erze für eine ausreichende Eigenproduktion waren in der Alpenregion vorhanden (vgl. oben Anm. 1). Der wirtschaftliche Vorteil des Eisens bestand darin, dass man keine grossen Zinnmengen für die Bronzelegierung mehr zu importieren brauchte.

Unser Land wurde dadurch unabhängiger von aussen, was nachbarliche Tauschgeschäfte aber keineswegs abzuschwächen vermochte.

Schon seit dem Beginn der Eisenzeit bahnen sich intensive Kontakte mit Italiens frühen Hochkulturen an. Die Grabbeigaben sprechen deutlich vom starken Einfluss Etruriens und der grossgriechischen Kolonien auf den Alltag, die Kleidungs- und Essgewohnheiten der Bevölkerung nördlich der Alpen. So erreichte die Erfindung der «Sicherheitsnadel», die Fibel, noch am Ausgang der Bronzezeit unser Gebiet (Abb. 13, 6.7; Abb. 14, 3). Sie wird vorerst noch mit Gewandnadeln zusammen getragen. Während der frühen Eisenzeit verschwinden jedoch die einfachen Nadeln und werden voll durch die Fibel ersetzt.

Nicht nur die Kleider, auch die Haartracht wird von der neuen Mode beeinflusst: die Rasiermesser stammen ebenfalls aus dem Süden. Am Ende der Bronzezeit waren sie noch zweischneidig (Abb. 13, 8.9), am Übergang zur Eisenzeit aber kamen einschneidige Formen auf (Abb. 14, 4–6), die schon bald aus Eisen hergestellt wurden (Abb. 14, 6).

In dieser Zeit, um 600 v.Chr., ging die wirtschaftliche und soziale Kulturentwicklung, die sich zu Beginn der Bronzezeit angebahnt hatte, ihrem Höhepunkt entgegen. Die Anlagen von «Fürstengrabhügeln» und stadtähnlichen Siedlungszentren lassen eine politisch-territoriale Machtgliederung erahnen, die den berechtigten Gebrauch der Begriffe «Staat» und «Volk» allmählich in den Bereich der Urgeschichte rücken.

3.3.2 Die jüngere Hallstattzeit (600–450 v.Chr.)

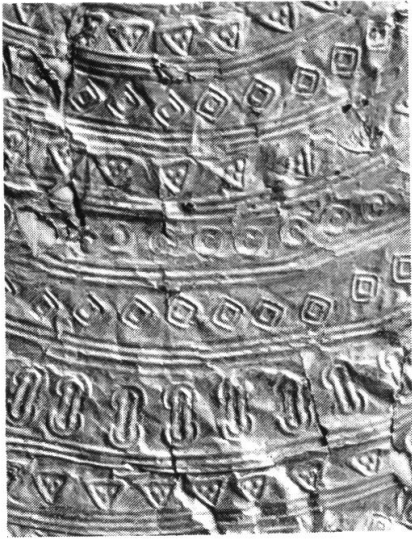
Hans-Markus von Kaenel

Das Bild, welches wir uns von der jüngeren Hallstattzeit machen, wird etwas einseitig durch die Funde aus *Grabhügeln* bestimmt, die vielerorts als sichtbare Monumente erhalten geblieben sind. Die Bestattungen weisen teilweise kostbare, in einzelnen Fällen aus dem Mittelmeerraum importierte Beigaben auf, die immer wieder Gegenstand besonderen Interesses sind.

Im Seeland gibt es Grabhügelgruppen bei Grossaffoltern, Ins, Dotzigen, Kallnach, Cressier, am Jolimont und im Murtenholz (vgl. Plan B). Auf dem Schaltenrain, einem heute bewaldeten Hügelzug nordöstlich von Ins, liegt eine grössere Nekropole, welche insgesamt 17 Hügel umfasst (DRACK 1958: 7ff.). Die 1848 bis 1908 durchgeführten Grabungen haben zwar reiches Fundgut, jedoch wenig Beobachtungen über den Aufbau der Grabhügel und die genauen Fundumstände gebracht, so dass viele Fragen offen bleiben müssen. In sechs Grabhügeln wurden Wagenbestandteile festgestellt, eine für diese Zeit charakteristische Beigabe. In dem an Funden reichsten Grabhügel Nr. 6 konnten gleich zwei Wagenbestattungen nachgewie-

Abbildung 15 Ins-Schaltenrain, 1848. Funde aus den Grabhügeln 6 und 8.

1. Ausschnitt aus Goldfolie mit geometrischem Dekor. M ca. 4:3. 2. Goldkugel mit aufgelöteten kleinen Goldkörnern und Kette aus Golddraht. D der Kugel 1,2 cm. 3. Langdolch mit Scheide. Klinge aus Eisen, Scheide aus Bronzeblech. L 41 cm. 4. Zierscheibe aus Bronze. D 21 cm. Alle Bern, BHM. Foto Museum.



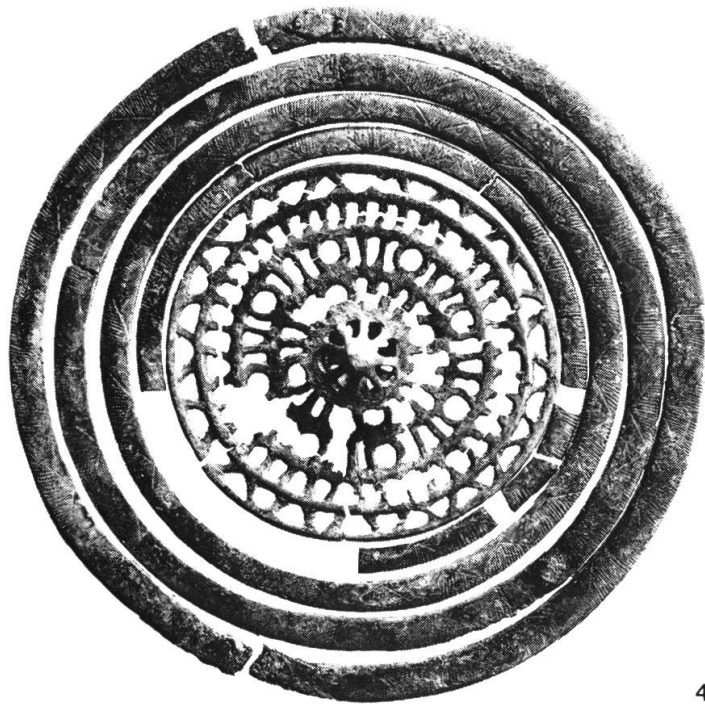
1



2



3



4

sen werden. Sie lagen in dem aus Erd- und vor allem aus Steinmaterial bestehenden Kern des Hügels, die eine an dessen Basis, die andere weiter oben. Aus den recht summarischen Angaben des Ausgräbers, Baron G. von Bonstetten, geht hervor, dass in der oberen Bestattung der Tote in einem vierrädrigen Wagen zu Grabe gelegt worden ist. Neben den Wagenresten kam ein Dolch mit Bronzescheide zum Vorschein (Abb. 15,3). Aufgrund von andern, besser beobachteten Befunden, bleibt zu vermuten, dass zum untern Wagengrab eine Grabkammer (Totenhaus) gehörte, deren Überreste bei den alten Grabungen jedoch nicht als solche erkannt wurden und deshalb keine Beachtung gefunden haben. Wagenbestandteile mit zugehörigen Zierteilen aus Bronze, Reste eines Pferdezaumzeuges, ein Rasiermesser und Goldschmuck bilden die überlieferten Funde, die mit dieser Bestattung in Verbindung gebracht werden. Im Erdreich über dem Steinkern trat ein weiteres Grab, eine Urnenbestattung, zutage. Die Sitte, in bestehenden Grabhügeln Nachbestattungen anzulegen, ist in der späten Hallstattzeit weit verbreitet. Vom Magdalenenberg bei Villingen im Schwarzwald, einem kürzlich ausgegrabenen riesigen Grabhügel von ungefähr 100 m Durchmesser, kennt man nicht weniger als 127 Nachbestattungen!

In zwei der sechs Wagengräber von Ins-Schaltenrain fand sich Goldschmuck. Zur untersten Bestattung des Hügels Nr. 6 gehört eine geflochtene Kette mit kugelförmigem Anhänger, der mit in feiner Granulationstechnik ausgeführten Palmetten und einem Flächenmäander verziert ist (Abb. 15.2). Die qualitätvolle Arbeit ist wahrscheinlich nach Italien zu lokalisieren, wo ein spezialisierter Stand von Goldschmieden solche Kostbarkeiten herstellte. Aus dem hallstädtischen Kulturkreis nördlich der Alpen stammen Perlen eines Goldcolliers sowie Goldfolien unbekannter Verwendung (Grab Nr. 8). Sie zeigen eingestempelte Verzierungen (Abb. 15.1) wie sie ähnlich auf bronzenen Gürtelblechen und Armbändern auftreten.

Die Toten wurden in ihrer Tracht beigesetzt, zu der verschiedene Teile aus Bronze gehörten: Fibeln, Ohr- und Halsringe, Gürtelbleche und Gürtelhaken, Armringe, Armbänder und von Frauen besonders gern getragene Tonnenarmbänder (Abb. 16). Ringperlen, Armringe und Armbänder bestehen häufig auch aus Lignit und Gagat (fossiles Holz). Den Männern wurden vielfach Waffen, Dolche oder Lanzen mitgegeben. Das grosse Eisenschwert der älteren Hallstattzeit war nicht mehr im Gebrauch, erst am Ende der jüngeren Hallstattzeit treffen wir wieder Schwerter (Kurzschwerter) an. Die Fibeln stellen zu Beginn der jüngeren Hallstattzeit zur Hauptsache Importstücke oder zumindest getreue Nachbildungen südländischer Vorbilder dar (Bogen-, Kahn-, Schlangenfibeln). Seit der Mitte des 6. Jahrhunderts entwickelten sich mehr und mehr eigenständige Fibelformen (Pauken-, Fusszierfibeln).

Keramik tritt in den reichen Gräbern zugunsten von Bronzegerätschaften klar zurück. In geringer Anzahl finden sich einfache Näpfe, Schalen, Teller und Töpfe. In den Siedlungen, wie z.B. in Châtillon-sur-Glâne bei Freiburg, kann erstmals in unserem Bereiche scheibengedrehte Ware nachgewiesen werden (SCHWAB 1976:6). Als Grabbeigaben besonders beliebt sind Bronzegefässe (Situlen, Cisten, Becken, Teller; Abb. 17). Bei einzelnen handelt es sich um wertvolle Importstücke aus dem Süden, wie etwa bei der berühmten Hydria (Wassergefäss) aus einem Grab bei Grächwil (Gde. Meikirch), einem Meisterwerk tarentinischer Bronzegiesser aus dem frühen 6. Jahrhundert.

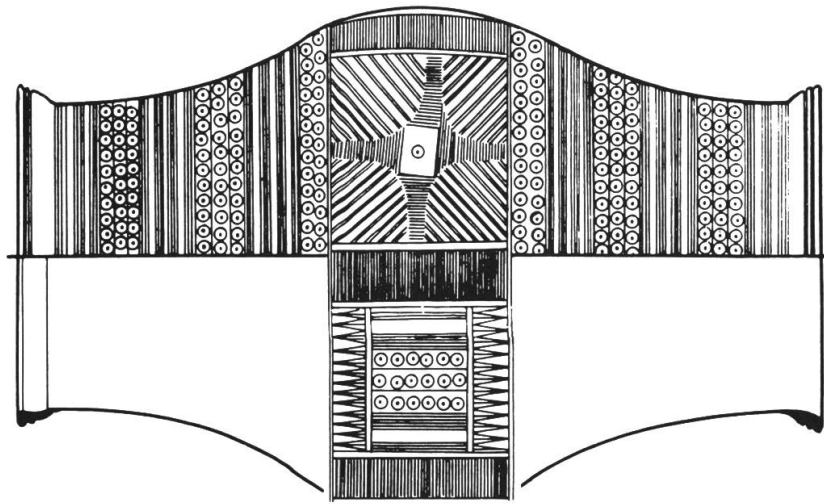


Abbildung 16 Ins-Schaltenrain, 1848. Grabhügel 3.
Tonnenarmband aus Bronze mit geometrischem Dekor. M 1:2. Bern, BHM. Foto nach DRACK 1958:
Taf. 6, 19.



Abbildung 17 Ins-Schaltenrain, 1848. Grabhügel 8.
Situla aus Bronzeblech. H ca. 39 cm. Bern, BHM. Foto Museum.

Beim weitaus grössten Teil der bekannten Grabhügel dürfte es sich um Bestattungen von Angehörigen der lokalen Fürstensippen handeln, einer sozialen Oberschicht also. Über die Gräber der übrigen Bevölkerungsteile wissen wir sehr wenig. Einzig im Mühlehölzli bei Ried b. Kerzers konnten 1975 drei einfache späthallstattzeitliche Flachgräber ausgegraben werden, die vielleicht als Bestattungen von Angehörigen einer unteren Gesellschaftsschicht zu deuten sind (SCHWAB 1977).

Über die Lage der zu den seeländischen Nekropolen gehörigen Siedlungen herrscht weitgehend Unklarheit. Wo haben beispielsweise die in den Grabhügeln von Ins-Schaltenrain bestatteten Leute gewohnt? Es wurde vorgeschlagen, die Siedlung auf der nahegelegenen Hasenburg, der von mächtigen Wallanlagen umgebenen hochmittelalterlichen Stammburg der Herren von Fenis zu suchen. Sondiergrabungen haben jedoch kein eindeutiges Ergebnis gebracht (JbBHM 34, 1954: 172), zudem passt die Hasenburg ihrer geringen Ausdehnung wegen schlecht in das Bild, das wir uns von späthallstädtischen Fürstensitzen machen müssen. Im eigentlichen Seeland sind bisher einzig auf dem Mont Vully Spuren späthallstädtischer Besiedlung festgestellt worden, über deren Charakter beim derzeitigen Forschungsstand jedoch keine Angaben gemacht werden können (DEGEN 1977:135). Es ist zu erwarten, dass früher oder später weitere Siedlungen gefunden werden. In jüngster Zeit ist es dagegen in *Châtillon-sur-Glâne* bei Freiburg gelungen, einen Fürstensitz archäologisch nachzuweisen (SCHWAB 1976). Mehrere Sondierungen haben wertvolle hallstädtische Funde gebracht, unter denen einzelne Fragmente schwarzfiguriger Keramik aus Griechenland, phokäischer Ware aus Südfrankreich, massaliotischer Amphoren, sowie grosse Mengen lokaler grauer und beiger scheibengedrehter Keramik und mehrere Bronzefibeln herausragen. Die Anlage von Châtillon-sur-Glâne ist typisch für einen Fürstensitz der jüngeren Hallstattzeit. Die Siedlung liegt auf einer an drei Seiten durch hohe Steilhänge gesicherten Felsrippe am Zusammenfluss von Saane und Glâne. Die offene Westseite wird durch eine mächtige Graben-Wallanlage abgeriegelt. Die so entstehende, durch die Geländebeschaffenheit auf zwei Terrassen verteilte Innenfläche von ca. 4 ha dürfte nicht nur dem Fürsten und seiner Sippe, sondern auch dessen Gefolgschaft, Bauern und Handwerkern, Platz geboten haben.

Man hat sich solche Siedlungen recht bescheiden vorzustellen, weit entfernt von den Assoziationen, die der moderne Begriff «Fürstensitz» erweckt. Die Häuser waren, soweit wir es aufgrund der wenigen sicheren und gut dokumentierten Befunde, vor allem auf dem Goldberg im Nördlinger Ries und der Heuneburg an der oberen Donau, beurteilen können, einfache Holzbauten (Ständer- und Fachwerkbauten). Die Wohnung des Fürsten hob sich auf dem Goldberg durch besondere Lage, Grösse und Umzäunung von der übrigen Dorfgemeinschaft ab. Ob wir im Umkreis der Fürstensitze im Seeland noch zusätzlich mit Weilern und Einzelgehöften zu rechnen haben, wissen wir nicht. Entsprechende Funde und Befunde fehlen und es ist angesichts der Gesellschaftsstruktur fraglich, ob es sie überhaupt gibt. Unklar bleibt auch die Ausdehnung des landwirtschaftlich genutzten Gebietes. Viehhaltung und Ackerbau bildeten die wichtigsten materiellen Lebensgrundlagen. Zu den wenigen aus dieser Zeit bekannten landwirtschaftlichen Gerätefunden gehört eine eiserne Pflugschar aus dem Grabhügel von Ried/Guggemärli (SCHWAB 1976:20). Wichtig

– auch als fürstliches Statussymbol – war sicherlich der Besitz von Viehherden, die in den von den lokalen Fürsten beanspruchten Gebieten herumgetrieben wurden.

Besondere Bedeutung kam dem Handwerk zu. In der Verarbeitung von Eisen und Bronze erreichten die Schmiede bereits einen hohen Stand. Sie beherrschten die verschiedensten technischen Verfahren wie Härten, Treiben, Drehen, Giessen und Schweissen. Sie waren es, die den charakteristischen Hallstattstil massgeblich prägten. Aber auch in der Holzverarbeitung (Wagen, Geräte) wurden beachtliche Leistungen erzielt. Es ist zu vermuten, dass spezialisierte Handwerker wanderten und vor allem an den Fürstensitzen tätig waren, die zugleich auch regionale Marktzentren darstellten.

Für die späte Hallstattzeit lassen sich Kontakte mit den Völkern des Mittelmeerraumes nachweisen. Griechische und etruskische Städte dehnten ihre Handelsbeziehungen nach dem Norden aus. Das Interesse galt vor allem den Metallvorkommen (Erz, Zinn, Gold), dem Salz und Fellen. Dafür fanden die Erzeugnisse des südländischen Handwerkes den Weg über die Alpen. Der Reichtum Italiens lockte aber auch zu Beutezügen. Möglicherweise traten Gefolgsleute hallstädtischer Fürsten in Söldnerdienste südländischer Machthaber. Viele der wertvollen Grabfunde im hallstädtischen Bereich (z.B. die Hydria von Grächwil) dürften somit ihren Weg in den Norden als Beutestücke oder fürstliche Geschenke gefunden haben (FISCHER 1973). Diese Kontakte brachten es mit sich, dass gewisse, wenn auch sehr allgemeine geographische Kenntnisse über den Alpenraum verbreitet und von den griechischen Schriftstellern aufgezeichnet wurden. So war dem im 5. Jahrhundert lebenden Historiker Herodot bekannt, dass im Alpenraum das Volk der Kelten lebte.

Über das Ende der Hallstattzeit im Seeland wissen wir sehr wenig. Der Übergang zur Frühlatènezeit scheint nicht schlagartig, sondern allmählich vor sich gegangen zu sein. Er stand wahrscheinlich im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Umschichtungen (Aufsplitterung der bisher in den Händen der Fürsten konzentrierten Macht, Entstehen einer «Adelsschicht») und führte zum Verschwinden der Fürstensitze. Auch die Sitte, die Toten in Grabhügeln zu bestatten, wurde zugunsten von Flachgräbern aufgegeben.

3.3.3 Die Latène-Zeit (450 bis um 20 v.Chr.)

Hans-Markus von Kaenel

Träger der Latène-Kultur waren *Kelten*, ein Volk, das in zahlreiche Stämme aufgesplittert weite Teile Europas von Böhmen bis Spanien, von Oberitalien bis England besiedelte. Über die Namen jener keltischen Stämme, welche im schweizerischen Mittelland lebten, wissen wir erst für das 1. Jahrhundert v.Chr. Bescheid. Der griechische Schriftsteller *Poseidonios* (ca. 135–51 v.Chr.) berichtet von der Goldgewinnung bei den *Helvetiern* (HOWALD-MEYER 1940: 61f.), womit zum ersten Mal der Name erwähnt wird, der in seiner latinisierten Form heute zur offiziellen Bezeichnung unseres Landes Verwendung findet und uns beispielsweise auf Münzen, Autos und Briefmarken täglich vor Augen steht (*Confoederatio Helvetica*, *Helvetia*). Da Poseidonios auf nähere geographische Angaben verzichtet, ist seine Notiz

für die genaue Lokalisierung des Stammes nur bedingt verwendbar; die vielfach vollzogene Verbindung dieser Nachricht mit der mittelalterlichen und neuzeitlichen Goldwäscherei im Napfgebiet entbehrt bis heute der gesicherten Grundlage.

Die erste eindeutige Quelle über die Verhältnisse im schweizerischen Mittelland stellen die Angaben dar, die *Gaius Julius Caesar* (100–44 v.Chr.) in seinen Kommentaren über den gallischen Krieg (58–52 v.Chr.) überliefert. Danach wurde das Stammesgebiet der Helvetier durch den Rhein, den Jura und den Genfersee begrenzt (HOWALD-MEYER 1940: 25). Wie weit diese Siedlungsverhältnisse zurückreichen, wissen wir nicht. Umstritten ist auch die Frage der Einwanderung der Helvetier aus dem süddeutschen Raume. Zu ihrer Diskussion geben die bei verschiedenen Schriftstellern angeführten Berichte über helvetisches Siedlungsgebiet südlich des Mains immer wieder Anlass.

Anfang der fünfziger Jahre traten die Helvetier durch den Konflikt mit den Interessen der Grossmacht Rom für kurze Zeit ins Blickfeld römischer Aussenpolitik. Der Statthalter Galliens, C.J. Caesar, berichtet im ersten Buch seiner *Commentarii de bello Gallico* aus der Sicht des Siegers ausführlich über den Versuch der Helvetier im Jahre 58 v. Chr. nach Südfrankreich auszuwandern, ein Unternehmen, das bekanntlich mit der Niederlage bei Bibrakte und der Rückkehr in die verlassenen Wohngebiete endete. Aus seinen Schilderungen erhalten wir auch wertvolle Angaben über die politische und gesellschaftliche Organisation des Stammes. Er war in vier Stammesgruppen (*pagi*) eingeteilt, von denen zwei, der *pagus Verbigenus* und der *pagus Tigurinus* namentlich erwähnt werden. Letzterer kann durch eine kaiserzeitliche Inschrift (HOWALD-MEYER 1940: Nr. 195) in die Gegend von Aventicum lokalisiert werden. Dass die Tiguriner schon zur Zeit der Kimbern- und Teutonenzüge, in deren Gefolge sie im Jahre 107 v.Chr. das Heer des römischen Konsuls Lucius Cassius Longinus an der Garonne geschlagen hatten, im Gebiet von Aventicum lebten, ist dagegen wenig wahrscheinlich.

Der Auszug der Helvetier stellt in der Geschichte der latènezeitlichen Besiedlung des Seelandes nicht mehr als eine Episode dar, über die wir durch die Schriftquellen allerdings gut unterrichtet werden. Ob sich tatsächlich alles so abgespielt hat wie Caesar berichtet, bleibt aufgrund der allgemeinen Tendenz seiner Kommentare fraglich. Es sollte nie übersehen werden, wie sehr Caesar Erfolge in Gallien brauchte, um seine eigene Position im Kräftespiel der römischen Innenpolitik zu festigen. Eine zweckfreie Schilderung der Ereignisse können wir von einem ehrgeizigen Feldherrn und Politiker wie Caesar nicht erwarten. Man tut gut daran, zum Beispiel seine Angaben über die Grösse des Stammes (386'000), die Zahl der zerstörten Dörfer (400 vici) und befestigten Siedlungen (12 oppida) mit den nötigen Vorbehalten aufzufassen. Der Auszug und die damit verbundenen Zerstörungen konnten bisher archäologisch noch nie eindeutig nachgewiesen werden.

Die Hauptquelle für die Kenntnis der Latène-Zeit im Seeland bilden die *archäologischen Zeugnisse*. Diese sind unterschiedlicher Natur (Siedlungs-, Grab-, Weihefunde) und weisen zeitlich bedingte Schwerpunkte auf. Für die Früh- und Mittellatènezeit sind vor allem Gräber (Flachgräber), jedoch keine Siedlungen belegt, für die späte Latène-Zeit verhält es sich gerade umgekehrt.

Über die keltischen Siedlungen aus dem Seeland wissen wir noch sehr wenig. Aufgrund verschiedener Grab- und Einzelfunde muss angenommen werden, dass es

oberhalb der Aareebene und im Uferbereich der Juraseen während der Latène-Zeit zahlreiche Einzelhöfe und weilerartige Ansiedlungen gegeben hat (vgl. Plan C). Wenn es bisher nicht gelungen ist, solche Bauernhöfe archäologisch nachzuweisen, dürfte dies an der vergänglichen Bauweise (Holzkonstruktionen), aber auch an der mangelnden archäologischen Feldforschung liegen. Befestigte Orte (*oppida*) entstanden wohl erst im frühen ersten Jahrhundert. Im Seeland sind derzeit zwei (?) *oppida* bekannt. Das eine liegt vielleicht auf dem *Mont Vully* oberhalb des Murten-sees, wo durch Sondierungen spätlatènezeitliches Fundmaterial festgestellt werden konnte (DEGEN 1977). Ein weiteres keltisches oppidum darf auf dem *Jäissberg bei Biel* angenommen werden (VON KAENEL 1978). Eine gewaltige Graben-Wall-Anlage, der sog. Keltenwall, trennt ein grosses gegen Osten leicht abfallendes Plateau vom westlichen Teil des Jäissberges ab. Der Wall ist teilweise noch 5 m hoch erhalten, bis 5 m misst die Tiefe des Grabens, der in einem Abstand von 7 bis 16 m vor dem Wall verläuft. Aufgrund von älteren Sondierungen kann vermutet werden, dass die Front- und Innenseite des Walles aus einem mit Holzbalken verstärkten Trockenmauerwerk bestand. Im Nordosten, unterhalb des späteren römischen Tempelbezirkes von Petinesca, zeichnet sich eine Toranlage mit Vorwerk ab. Reste von Wallanlagen lassen sich des weiteren an der Nordkante des Plateaus über hunderte von Metern feststellen. Ähnlich wie in andern *oppida*, z.B. demjenigen von Bern-Engehalbinsel, dürften die eigentlichen Wohngebiete auf dem Jäissberg nur einen geringen Teil der von Befestigungsanlagen umschlossenen Fläche eingenommen haben. Die Siedlung auf dem Jäissberg liegt strategisch und verkehrsgeographisch gleichermassen günstig (vgl. Plan C). Von oben, von einem Hügelzug herab, beherrscht sie das umliegende Gelände zwischen Jura und den ersten Anhöhen des Mittellandes. Wichtige Verbindungslinien aus allen Richtungen treffen sich hier. Aus nicht einleuchtenden Gründen nimmt die wissenschaftliche Forschung von dieser Anlage praktisch keine Notiz; sicher zu Unrecht, denn das Fehlen von keltischen Siedlungsresten (Keramik, Gruben) kann unschwer durch die einseitige Forschungslage erklärt werden. Als eindeutig aus der späten Latène-Zeit stammend, wenn natürlich auch nicht nachweislich damals verloren, haben einzig sechs keltische Münzen zu gelten, doch ist zu bedenken, dass dort, wo am Jäissberg Siedlungsbelege zu erwarten wären, bisher noch nie gegraben worden ist! Ernsthaft erwogen werden sollte auch die Möglichkeit, dass auf dem Jolimont, dem Höhenzug zwischen Neuenburger- und Bielersee, eine spätlatènezeitliche Siedlung lag. Bis auf weiteres müssen wir uns jedoch mit dem Hinweis auf heute nicht mehr lokalisierbare Wallanlagen unbekannter Zeitstellung, die in der archäologischen Karte von Oberst F. Schwab erwähnt werden, begnügen.

Über die Deutung der Fundstelle, die der gesamten Epoche den Namen gegeben hat, gehen die Meinungen weit auseinander (zuletzt BERGER und JOOS 1977). Die Station *La Tène* am Ausfluss der Zihl aus dem Neuenburgersee, wird von den einen als Handels-, von den andern als Opferplatz gedeutet. Es ist umstritten, ob die Massen an Fundgegenständen aus *La Tène* als Opfergaben für die Flussgottheit in die Zihl geworfen, oder ob sie nicht eher im Zusammenhang mit grossen Überschwemmungen weggespült worden sind. Wie verheerend solche Hochwasser wirkten, zeigt die eingestürzte Brücke, die H. Schwab im Zusammenhang mit den Arbeiten der zweiten Juragewässerkorrektur bei Cornaux ausgegraben hat

(SCHWAB 1972). Die Frage nach dem Charakter der Funde aus La Tène wird wohl letztlich offenbleiben müssen. Weil die alten Grabungen nicht die erforderlichen differenzierten Beobachtungen über die Fundumstände und Fundzusammenhänge festgehalten haben, bleibt für subjektive Interpretationen weiter Raum.

Die keltischen Bewohner des Seelandes waren vor allem Bauern und Handwerker. Die Massenfunde aus der alten Zihl bei La Tène und Port geben einen guten Eindruck von ihrem differenzierten Werkzeug und Gerät (Abb. 18). Auf einem keltischen Bauernhof wurden die gleichen Tiere – natürlich in andern Rassen – gehalten wie heute: Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, Ziegen, Hunde und Hühner. Milchprodukte und Fleisch gehörten zu den wichtigsten Nahrungsmitteln. Mit einem einfachen Pflug bebaute der Bauer die Felder, erntete Getreide, pflanzte Linsen, Akerbohnen und Flachs an.

Werkzeug und Waffen bestanden aus Eisen. Bronze diente vor allem zur Herstellung von Bestandteilen der Tracht (Fibeln, Gürtelketten) und von Schmuck. Die nächstgelegenen latènezeitlichen Eisenverhüttungsstätten befinden sich im Waadt-länder-Jura, doch dürften bei entsprechenden Nachforschungen auch im übrigen Jura Spuren vorrömischer Eisengewinnung nachzuweisen sein. Das Rohmaterial wurde in Barrenform (Abb. 19.5) verhandelt und in lokalen Werkstätten verarbeitet. In der Zihl kamen vereinzelte, bei Bellmund und Schwadernau Depots mit je 16 Eisenbarren zum Vorschein.

Die keltischen Waffenschmiede verfügten über erstaunliche Kenntnisse. Um den Schwertklingen erhöhte Festigkeit zu verleihen, wandten sie verschiedene Härteverfahren und auch bereits die Lamellentechnik an. Klingen, Schwertscheidenbleche und Lanzenspitzen wurden oft in Punz-, Aetz- oder Treibtechnik verziert (Abb. 19.7 u. 8). Ein in mancher Hinsicht bedeutendes Schwert stammt aus der Zihl bei Port (Abb. 19.4). Es handelt sich um ein Spätlatène-Schwert von 96 cm Länge, das durch eine Schlagmarke und Signatur gekennzeichnet ist. Die Schlagmarke (Abb. 19.3) zeigt eine «Palme» und zwei antithetisch angeordnete ziegenähnliche Tiere. Darunter steht in griechischen Buchstaben der Name *Korisios*. Das Motiv der Schlagmarke lehnt sich eng an Vorbilder aus dem östlichen Mittelmeerraum an, die dort eine lange, in religiösen Vorstellungen verwurzelte Tradition aufweisen. Nach einer alten, fremden Vorlage, vielleicht einem Siegel, muss der keltische Schmied die Schlagmarke geschnitten haben. Der Name *Korisios* zeigt, dass er der griechischen Schrift mächtig war. Das Schwert aus Port bildet damit einen wertvollen archäologischen Beleg für die von Caesar überlieferte Nachricht, wonach die Helvetier griechische Schriftzeichen benutzten (HOWALD-MEYER 1940: 35).

Nicht nur in der Eisenverarbeitung bewiesen die latènezeitlichen Handwerker grosse Fertigkeit, sie beherrschten auch die Bearbeitung der Bronze meisterhaft. An das Ende der Frühlatène-Zeit gehört ein reich verzierter Armring, der vor kurzem bei Wiler b. Seedorf gefunden wurde (JbSGU 61, 1978: 192f., Abb. 20.2). Er ist in einem Stück gegossen und zeigt vier symmetrisch angeordnete Paare von bärtigen Silensmasken. Zwei eng verwandte Reife, deren Gesichtsmasken auf die gleiche Patrizie zurückgehen wie diejenigen vom Ring aus Wiler bei Seedorf, stammen aus Chandossel bei Murten. Sicher haben wir es mit Erzeugnissen aus der gleichen Werkstatt zu tun. Gerne wüssten wir Näheres über ihre Tätigkeit und Lokalisierung. Lag sie im Seeland, wurden die Ringe aus einem fernerliegenden Handwerks-

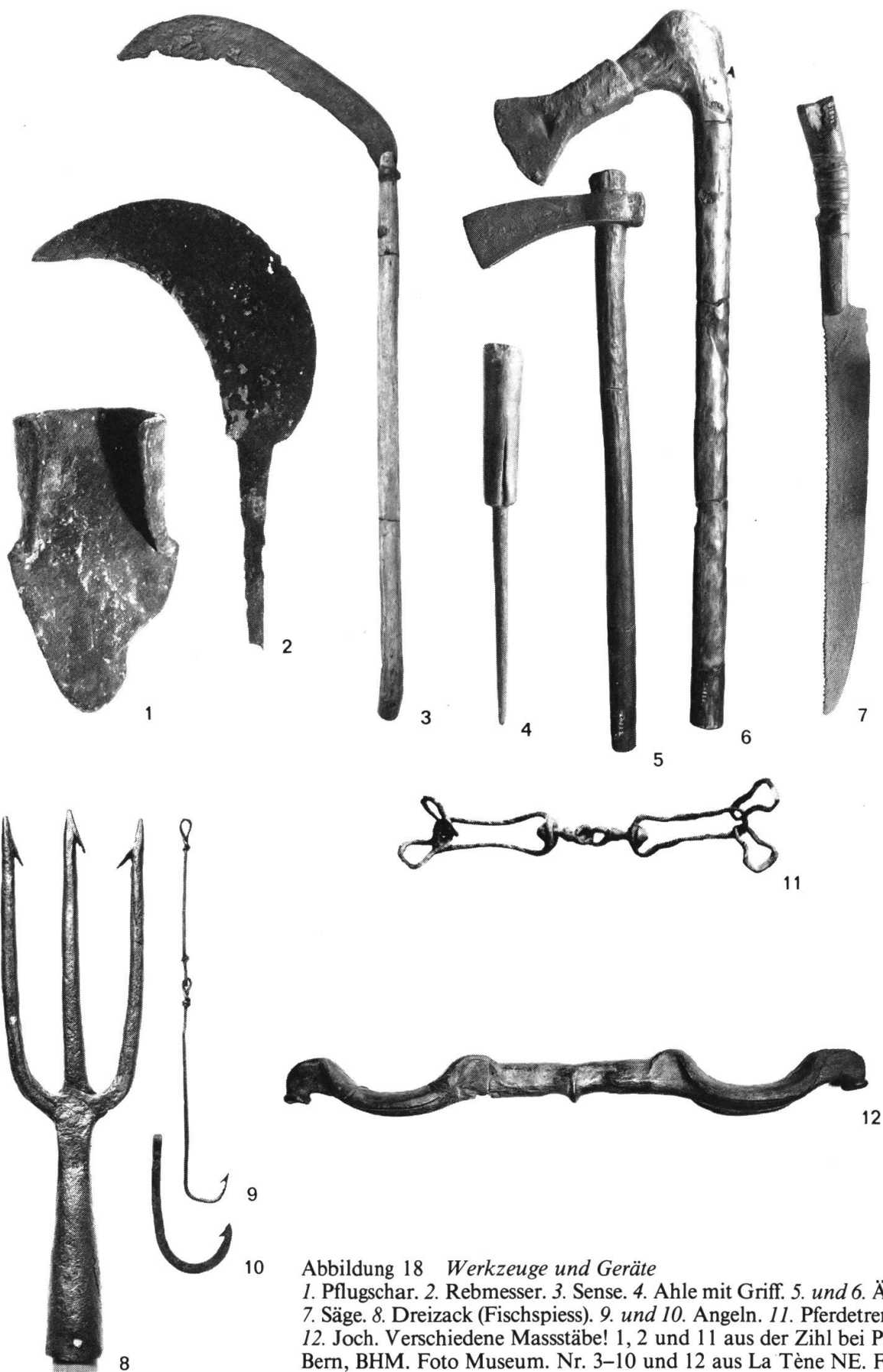


Abbildung 18 *Werkzeuge und Geräte*

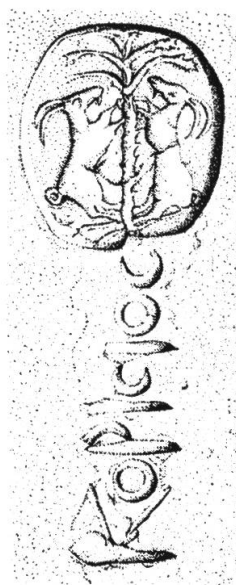
1. Pflugschar. 2. Rebmesser. 3. Sense. 4. Ahle mit Griff. 5. und 6. Äxte
7. Säge. 8. Dreizack (Fischspiess). 9. und 10. Angeln. 11. Pferdetränse.
12. Joch. Verschiedene Massstäbe! 1, 2 und 11 aus der Zihl bei Port.
Bern, BHM. Foto Museum. Nr. 3–10 und 12 aus La Tène NE. Foto
SLM, Zürich.



1



2



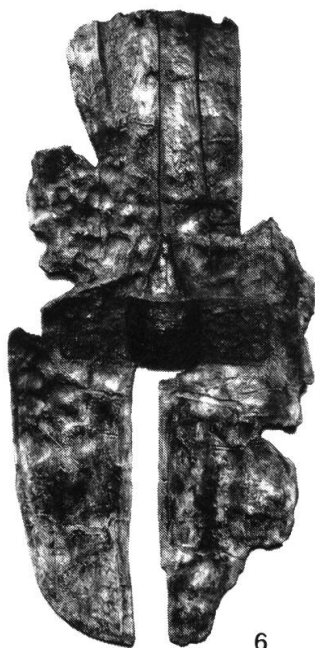
3



4



5



6



7



8

zentrum importiert oder zog der Bronzegießer von Hof zu Hof und stellte die gewünschten Gegenstände auf Bestellung her? Neben Bronze als Werkstoff für Schmuckgegenstände trat vor allem seit der Mittellatène-Zeit Glas auf. Besonders beliebt waren Armringe und Perlen aus buntgefärbtem Glas (gelb, blau, violett, Abb. 20.3).

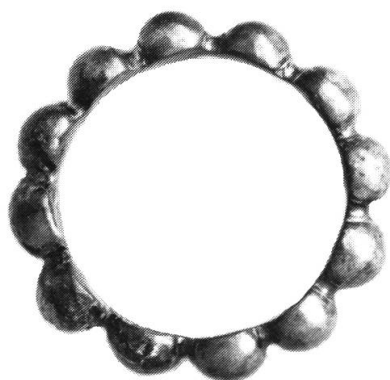
In Bütigen konnte 1970 ein Frauengrab geborgen werden, das durch seine reichen Beigaben auffällt (Abb. 20.1). Es enthielt je zwei Fuss- und Armringe sowie acht Fibeln. Drei hielten das Gewand zusammen, die übrigen fünf lagen in einem mit einem kleinen Ring zusammengezogenen Täschchen auf der Brust der Toten. Alle Beigaben sind aus Bronze, die beiden Armringe massiv gegossen, die Fussringe aus Bronzeblech.

Die Zusammensetzung der Grabinventare, vor allem aber auch die Form der einzelnen Gegenstände, waren bestimmten Modeströmungen unterworfen. Trachtsitte und Einzelobjekt bilden die Grundlage für die zeitliche Einordnung der Gräber. Das Schema Abb. 21 zeigt eine stark vereinfachte Abfolge der latènezeitlichen Fibelformen. Bei der Frühlatène-Form lehnt sich der meist kräftig profilierte und vielfach durch eine Scheibe mit Koralleneinlagen geschmückte Fuss nur an den Bügel an. Bei der Fibel vom Mittellatèneschema dagegen wird der zurückgebogene Fuss am drahtförmigen Bügel befestigt. Mittellatène-Fibeln sind meist grösser als die früheren und späteren Typen. Der Bügel der Spätlatène-Fibel besteht aus Bronzeblech, der Fuss ist nicht mehr wie bei den früheren Formen umgelegt, sondern aus dem gleichen Stück Bronzeblech wie der Bügel gearbeitet.

Zurück zum Grab von Bütigen! Aufgrund seiner Beigaben muss es gegen Ende der frühen Latène-Zeit, d.h. im 3. Jahrhundert v.Chr., angelegt worden sein. Über den Rang der Toten lassen sich nur Vermutungen anstellen. Die Bevölkerung der frühen und mittleren Latène-Zeit lebte ausschliesslich auf Einzelgehöften und Weilern; von grösseren, gar befestigten Siedlungen fehlt jede Spur. Kultur und Gesellschaft waren stark bäuerlich geprägt. Es gab wahrscheinlich eine Schicht von freien Bauern, die über zahlreiches Gesinde gebot. Vielleicht gehörte die in Bütigen begrabene Keltin zur Familie eines solchen Bauern. Etwas besser unterrichtet sind wir über die gesellschaftlichen Verhältnisse bei den Helvetiern, die 200 Jahre später, in der Spätlatène-Zeit, im Seeland lebten. Der Stamm war, wie aus den Schilderungen Caesars hervorgeht, ständisch gegliedert. Er umfasste den einflussreichen Stand der Druiden (Priester, Richter) und eine mächtige Adelsschicht, aus der sich die politischen und militärischen Anführer rekrutierten. Die Hauptmasse des Stammes machten Bauern und Handwerker aus, die vielfach im Klientelverhältnis zu einem adligen Herrn standen. Inwieweit damit auch ein «Zusammensiedeln» verbunden war, was möglicherweise mit zur Entstehung der oppida geführt hatte, bleibt vor-

◀ Abbildung 19 *Waffen.*

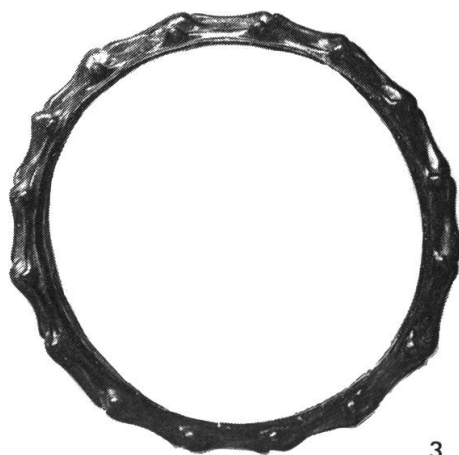
1. und 2. Kurzsword mit plastisch verziertem Griff. An der Spitze sind Reste der Schwertscheide erhalten. M 1:4 (1) und 1:2 (2). 3. und 4. Sword des Korisios. 3. Vergrösserte Umzeichnung der Signatur und der Schlagmarke. 4. Sword. M 1:10. 5. Eisenbarren. M 1:10. 6. Holzschild mit eisernem Schildbuckel. M 1:16. 7. Schwertscheidenblech mit gepunzter Verzierung. M 1:2 8. Lanze mit graviertem Verzierung. L 51,7 cm. Nr. 1 aus der Zühl bei Gampelen. Zürich, SLM. Foto Museum. Nr. 3–5 und 7 aus der Zühl bei Port. Bern, BHM. Foto Museum. Nr. 3 nach UFAS 4:109. Nr. 6 aus La Tène NE. Zürich, SLM. Foto Museum. Nr. 8 aus der Broje bei Joressant FR. Bern, BHM. Foto Museum.



1



2



3

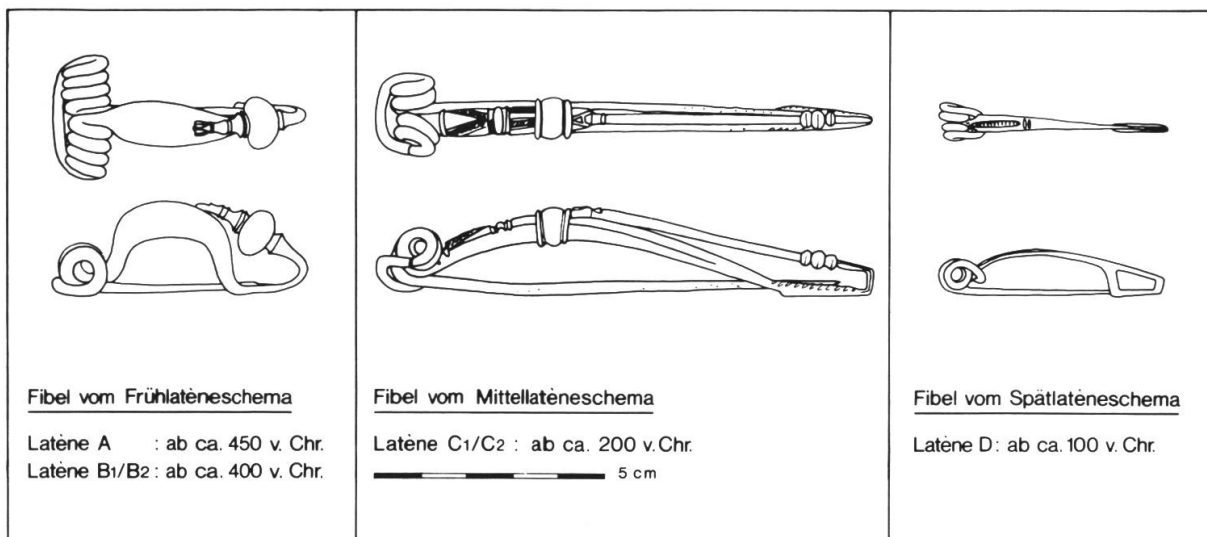


Abbildung 21 Vereinfachte Darstellung der Abfolge der latènezeitlichen Fibelformen. M 1:2.
Fibel links aus Bütigen, Mitte und rechts aus Orpund. Umzeichnung A. Nydegger und Ch. Wüthrich.

derhand ungeklärt. Einzelne Adlige bildeten mit ihrer Gefolgschaft innerhalb der Stammesgemeinschaft wichtige Machtblöcke. Dies zeigt vor allem die Geschichte des *Orgetorix*, dem schliesslich Hegemoniestreben vorgeworfen wurde. Dank seiner grossen Klientel entzog er sich der, sicherlich auf Betreiben der übrigen um ihre eigene Macht besorgten Adligen, gegen ihn verhängten Todesstrafe (C.J. Caesar, B.G. I, 2–4). Staatliche Organisation war bei den Helvetiern in Ansätzen vorhanden, was beispielsweise im Zusammenhang mit der sorgfältigen, mehrere Jahre dauernden Planung und Vorbereitung des Auszuges von 58 v.Chr. oder aber auch in der *Münzprägung* offenbar wird.

Einzelne keltische Stämme begannen in der Mittellatène-Zeit mit der Prägung von Goldmünzen. Dabei imitierten sie in Nominal und Münztyp Goldprägungen Königs Philipp II. von Makedonien (359–336 v.Chr.). Die wichtigste Geldeinheit bildete der Statér, dessen Durchschnittsgewicht anfänglich weit über 8 g lag, mit der Zeit jedoch immer tiefer sank. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts v.Chr. wurde das bisher ausschliesslich aus Gold bestehende Geldsystem durch Silber-, später auch durch Potin-(Legierung von Kupfer und Zinn) und Bronzemünzen ergänzt und dadurch auf die Bedürfnisse des täglichen Gebrauchs abgestimmt. In Abb. 22 sind für das Seeland repräsentative keltische Fundmünzen zusammengestellt. Links (1) ein Philipper-Statér aus der Gemeinde Hagneck; auf der Vorderseite erkennt man den Kopf des Gottes Apollo, auf der Rückseite ein Zweigespann (biga) mit Wagenlenker. Daneben (2) ein weiterer Statér, der bei Aarberg gefunden worden ist. Auf der

◀ Abbildung 20 Schmuck und Trachtbestandteile.

1. Inventar eines Frauengrabes. Links zwei Fussringe aus Bronzeblech, in der Mitte die beiden massiv gegossenen Armringe aus Bronze. Rechts acht Fibeln; die drei oberen dienten als Gewandschliessen, die fünf unteren lagen in einem mit dem Bronzeringlein zusammengezogenen Täschchen auf der Brust der Toten. M ca. 1:2.2. Bronzearmring vom Typ Chandossel. Die Aussenseite ist mit vier kreuzförmig angeordneten Maskenpaaren geschmückt. M 1:1.3. Armring aus blauem Glas. M ca. 1:2.Nr. 1 Bütigen, 1970. Bern, ADB. Foto ADB. Nr. 2 Wiler b. Seedorf, 1977. Bern, ADB. Foto J. Zbinden. Nr. 3. Ferenbalm-Rizenbach, vor 1871. Bern, BHM. Foto Museum.



Abbildung 22 *Keltische Fundmünzen aus dem Seeland.*

1. Philipper-Statér (Gold). 2. Sog. Regenbogenschüsselchen (Gold). 3. Büschelquinar (Silber). 4. Potinmünze vom Ankertyp. 5. Potinmünze vom Sequanertyp. Alle M 1:1. Nr. 1 Gde. Hagneck. Bern, BHM. Foto Museum. Nr. 2 Aarberg. Zürich, SLM. Foto Museum. Nr. 3 Biel. Zürich, SLM. Foto Museum. Nr. 4 Gde. Lüscherz. Bern, BHM. Foto ADB. Nr. 5 aus dem Bielersee. Zürich, SLM. Foto Museum.

Vorderseite ein Teilkreis bestehend aus vielen einzelnen Halbmonden, auf der Rückseite ein Torques (Halsring) mit sechs Kugeln. Im Volksmund wird dieser Münztyp als Regenbogenschüsselchen bezeichnet. In der Mitte (3) eine Silbermünze, ein sogenannter Büschelquinar, aus der Umgebung von Biel. Die Vorderseite zeigt drei axialsymmetrisch zu einer Mittellinie angeordnete «Büschel», die Rückseite ein nach links galoppierendes Pferd. Rechts zwei Potinmünzen, eine Münze vom «Ankertyp» (4) aus der Gemeinde Lüscherz mit einem doppelankerförmigen Ziermotiv auf der Vorderseite und einem steinbockähnlichen Tier auf der Rückseite; anschliessend folgt eine Potinmünze vom «Sequanertyp» (5) die auf der Vorderseite einen nach links blickenden Kopf, auf der Rückseite ein Tier mit Hörnern aufweist. Vermutlich helvetische Gepräge dürfen wir im Philipper-Stater, im Büschelquinar und der Potinmünze vom Ankertyp sehen.

Die Kelten verehrten eine Vielzahl von Gottheiten und übernatürlichen Mächten. Unter den latènezeitlichen Funden aus dem Seeland gibt es mehrere, die Rückschlüsse auf die religiösen Vorstellungen zulassen. Ein kleiner Ring aus der Zihl bei Port beispielsweise ist mit drei plastisch gestalteten Stierköpfen und zwei Wasservögeln verziert (Abb. 23). Man hat die Stierprotomen wohl als Symbole des Stierkults zu deuten, während die Wasservögel auf die im kultischen Bereiche stets wichtigen Gewässer hinweisen. In diesem Zusammenhange kann daran erinnert werden, dass der Name «Zihl» laut Ergebnissen der Namensforschung auf die keltische Bezeichnung für Kuh (tela) zurückgehen soll, also als Kuhfluss übersetzt werden müsste. Die anlässlich der ersten Juragewässerkorrektion und späteren Bauarbeiten in der alten Zihl geborgenen Funde (über 60 Schwerter, 65 Lanzen und vieles andere mehr) werden daher von verschiedenen Forschern als Opfergaben an die in Gestalt eines Stieres verehrte Flussgottheit gedeutet (WYSS 1955). Der Brauch, bestimmten Gottheiten Waffen und Geräte in Gewässern und Mooren zu opfern, war zweifelsohne verbreitet, die Frage, ob die Massenfunde aus der alten Zihl bei Port tatsäch-



Abbildung 23 Bronzering mit drei Stierprotomen und zwei Wasservögeln. M ca. 1:1. Aus der Zihl bei Port. Bern, BHM. Foto Museum.

lich in diesem Sinne zu interpretieren sind, muss jedoch mangels gut dokumentierter Fundbeobachtungen offen bleiben.

Die Namen keltischer Gottheiten erfahren wir teilweise aus Inschriften aus römischer Zeit, denn die «romanisierte» helvetische Bevölkerung verehrte die alten Götter weiterhin. Wir kennen u.a. die Göttin Naria Nousantia, Epona (Pferdegöttin), Artio (Bäregöttin), die Sulevien (Schutzgötter), die Lugoven, Sucellus, Mercur (Gott des Handwerkes, Handels und Gelderwerbs), Mars Caturix (Kriegsgott). Ferner soll der Name Biel auf eine keltische Gottheit namens Belenus zurückgehen.

4. Das Seeland in römischer Zeit (um 20 v.Chr. – 476 n.Chr.)

Hans-Markus von Kaenel

Die heute noch weit verbreitete, jedoch veraltete Lehrmeinung sieht in der Einbeziehung des helvetischen Stammesgebietes in den römischen Herrschaftsbereich eine unmittelbare Folge der Niederlage von Bibracte. Für die Helvetier soll im Jahre 58 v.Chr. die Zeit der «Knechtschaft unter dem Joch Roms» begonnen haben. Die neuere Forschung beschreibt die Provinzialisierung Helvetiens dagegen wesentlich differenzierter (zusammenfassend FREI-STOLBA 1976b). Die Helvetier blieben nach 58 weitgehend «autonom». Ihr Gebiet lag noch nicht im unmittelbaren Interessengebiet der römischen Aussenpolitik; Rom begnügte sich vorerst mit der Gründung der Kolonien *Julia Equestris* (Nyon) und *Raurica* (Basel), denen die Sicherung der Einfallsachsen nach Gallien zgedacht war. Der nach Caesars Tod (44 v.Chr.) ausbrechende Bürgerkrieg band die römischen Kräfte in andern Gebieten des Reiches und verhinderte eine Entwicklung der beiden Koloniestädte und damit auch eine Beeinflussung der umliegenden keltischen Gebiete. Die eigentliche Inbesitznahme des schweizerischen Mittellandes erfolgte erst unter Augustus, kurz vor oder im Zusammenhang mit dem Räterfeldzug der Jahre 16/15 v.Chr. Erst jetzt, rund 40 Jahre nach Bibracte, werden strategisch wichtige Punkte militärisch besetzt. Der nunmehr eingeleitete Prozess der Provinzialisierung erstreckte sich über Generationen (FREI-STOLBA 1976a). Die römische Staatsmacht stützte sich dabei weitgehend auf die einheimische Führungsschicht. Indem sie diese in das römische Bürgerrecht aufnahm, ermöglichte sie ihr sozialen Aufstieg, politische und militärische Karriere, von der alle Nicht Römer ausgeschlossen waren. Die Inschriften aus Aventicum zeigen, dass zugezogene Römer nur eine dünne Schicht bildeten und sich die regierenden Familien weitgehend aus der alten helvetischen Nobilität rekrutierten. Für den «Durchschnittshelvetier» bedeutete es somit keinen grossen Unterschied, ob er nun dem freien adligen Patron zu militärischer Gefolgschaft, Diensten und Abgaben verpflichtet war oder dem römischen Kaiser. Dessen Macht wurde durch einen weit entfernt im Rheinland residierenden Statthalter, gegenüber der Bevölkerung aber vor allem durch jene einheimischen Vornehmen, die sich die Sache Roms zu eigen gemacht hatten, repräsentiert. Die Helvetier entrichteten weiterhin Abgaben (Steuern, Zölle), leisteten Militärdienst und konnten zu Frondiensten (z.B. für den Strassenbau) herangezogen werden. In der Rechtsprechung galt in vielem noch lange Zeit einheimisches Recht, Umgangssprache, jedoch nicht Schriftsprache, blieb bis auf weiteres Keltisch. Auch die alte Götterwelt wurde neben den offiziellen römischen Gottheiten weiter verehrt und vermischte sich teilweise mit diesen.

Als weit einschneidender erwies sich für die keltische Bevölkerung auf die Dauer die durch den Kontakt mit der römischen Zivilisation bedingte Veränderung in der Lebensweise und der materiellen Kultur. Als Verbindungsgebiet zwischen Alpen und Rhein, bzw. Rhein und Donau, wo ein grosser Teil der römischen Heeresmacht konzentriert war, erhielt das schweizerische Mittelland überregionale Bedeutung. Es nahm Teil am allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung, der durch die starke militärische Präsenz wesentlich gefördert wurde. Der Ausbau des Verkehrsnetzes,

eine intensivere landwirtschaftliche Erschliessung und neue Bautechniken (Steinbau) gaben der Landschaft ein verändertes Aussehen. An die Stelle der spätkeltischen oppida treten unter römischem Einfluss angelegte grosszügige Zivilsiedlungen wie Nyon, Avenches oder Augst, in denen die städtebaulichen Errungenschaften der Mittelmeerkulturen verwirklicht waren. Ein weiteres Zentrum der Romanisierung bildete das Legionslager von *Vindonissa*. Über 80 Jahre lang, von ca. 17–101 n.Chr., hatte hier eine Legion mit Hilfstruppen (ca. 6000–10'000 Mann) ihr Standquartier, dem, wie die jüngsten Grabungen gezeigt haben, bereits in augusteischer Zeit ein Militärposten vorausgegangen war. Die Beschaffung der für den Unterhalt der Truppen benötigten Verpflegungs- und Ausrüstungsgüter förderte den Ausbau der Infrastruktur und die landwirtschaftliche Erschliessung der Region entscheidend.

Viele Dinge des täglichen Gebrauchs wie Fibeln, Keramik nahmen unter römischem Einfluss neue Formen an. Die helvetischen Töpfer imitierten schon im frühen 1. Jahrhundert n.Chr. römisches Geschirr (sog. Terra Sigillata), gaben die traditionellen Formen jedoch nie ganz auf. Uniforme Massenware aus fabrikähnlichen Betrieben beherrschte bald einmal die durch die römische Besetzung entstandenen weiträumigen Absatzgebiete.

Über die Besiedlung des Seelandes in römischer Zeit geben wiederum die archäologischen Funde am besten Auskunft. In Plan D wurde erstmals der Versuch unternommen, die derzeit bekannten, als Siedlungsreste zu deutenden Fundpunkte zusammenzustellen. Eine Unterteilung der Fundstellen nach ihrer Funktion (z.B. bei Gutshöfen eine Unterscheidung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden) war wegen des ungenügenden Ausgrabungsstandes nur in Einzelfällen möglich und auch da nur für bestimmte Kategorien wie Heiligtumsfunde oder Befestigungsanlagen. Die Karte zeigt, dass das Seeland recht dicht besiedelt war. Als Siedlungsform dominiert das Einzelgehöfte, grössere, dorfartige Siedlungen fehlen bisher mit Ausnahme von Petinesca. Das Siedlungsbild weist eindeutige Schwerpunkte auf den Anhöhen zu beiden Seiten des Grossen Mooses und der alten Aareschwemmlandebene auf, ein Zeichen dafür, dass dieses Gebiet durch die Wasser der Aare gefährdet war. Vor dem Hintergrund periodischer Überschwemmungen ist auch der anlässlich der ersten Juragewässerkorrektion entdeckte römerzeitliche Hagneckstollen (Abb. 31) zu verstehen (LUEDI 1935: 98–100 und BOURQUIN 1973).

Der Verbindungsstrasse, die quer durchs Seeland verlief, kam überregionale Bedeutung zu. Wir finden sie eingezeichnet in der *Tabula Peutingeriana* (Abb. 24), der in Wien aufbewahrten mittelalterlichen Kopie einer spätrömischen Strassenkarte. Die Strasse führte von Oberitalien über den Grossen Sankt Bernhard an den Genfersee, von dort nach *Aventicum* (Avenches), Kallnach, *Petinesca* (Studen), Büren, *Salodurum* (Solothurn) und entweder über den Hauenstein und *Augusta Raurica* (Augst) weiter ins Rheinland oder über Vindonissa durch die Ostschweiz nach Süddeutschland (WALSER 1964 und 1967; UFAS 5: 107–113). Der Verlauf der Trasse im Gelände geht aus der *Tabula Peutingeriana* natürlich nicht hervor. Aus dem Seeland sind heute keine Meilensteine mehr bekannt. Bei Kappelen und Büren sollen sich im frühen 19. Jahrhundert noch welche befunden haben; sie sind heute jedoch verschollen (JAHN 1850: 6 und 101). Seit alters werden im Volksmund jedoch bestimmte Wegstrecken als «Heidenweg», «Hochsträss» oder «Römerstrass»

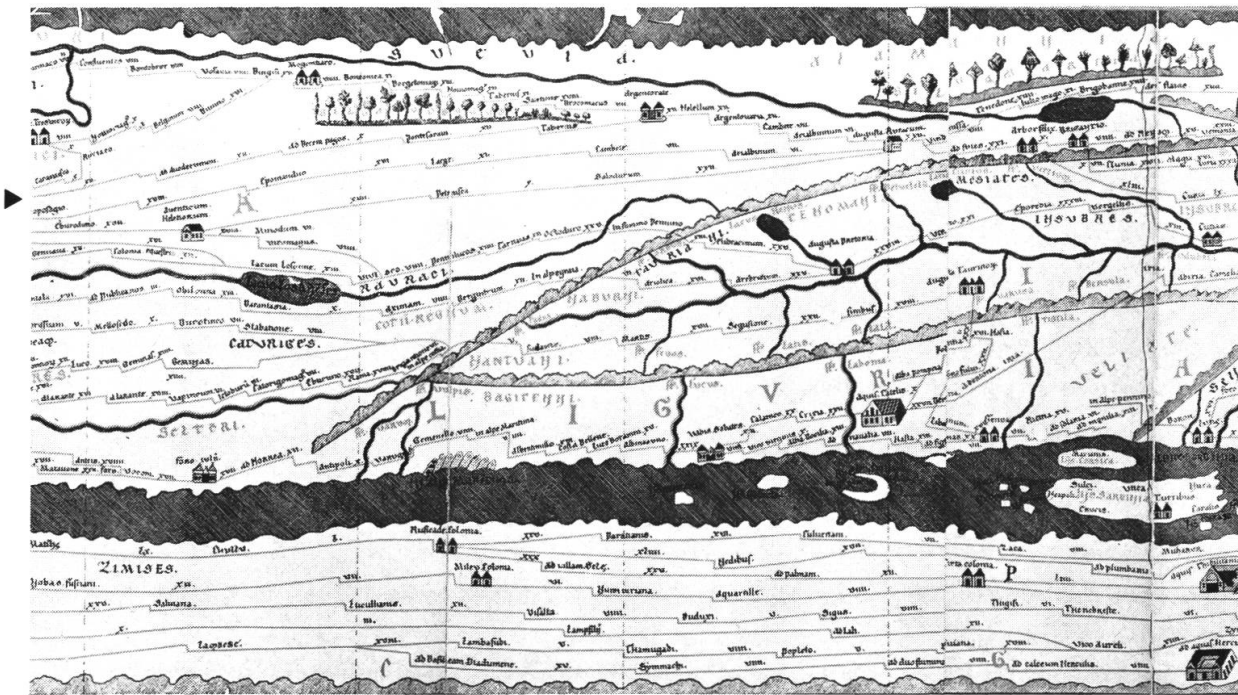


Abbildung 24 Sog. *Tabula Peutingeriana*. Ausschnitt mit den Strassen im Bereiche der heutigen Schweiz. Jeder Absatz der im Original rot wiedergegebenen Strassenlinien bezeichnet eine Etappenstation. Die Zahlen geben die Entfernungen in Meilen (1,48 km) oder Leugen (2,2 km) an. Die beiden Pfeile weisen nach Petinesca, Wien, Hofbibliothek. Foto nach UFAS 5:109.

bezeichnet, wobei im einzelnen letztlich offen bleiben muss, was auf neuzeitliche Gelehrsamkeit und was auf alte Überlieferung zurückgeht. Die Römerstrasse bei Kallnach beispielsweise ist schon auf einem Plan von 1783 als solche eingezeichnet. Noch viel weiter zurück, bis ins 13. Jahrhundert, reicht die Erwähnung der «Hochsträss» (strata) bei Kappelen (JAHN 1850: 492). Im Jahre 1855 untersuchten Oberst F. Schwab und Em. Müller gemeinsam den Aufbau des Strassenkörpers und hielten dessen Profil erstmals zeichnerisch fest. Durch seine Publikation im Anzeiger für Schweizerische Geschichte und Altertumskunde 1856 (F. Keller) fand es Eingang in das wissenschaftliche Schrifttum. Seit Schwab und Müller ist das Strassentrassee zwischen Kallnach und Petinesca wiederholt angeschnitten worden, bisher allerdings ohne dass es gelungen wäre, eindeutige Angaben über das Alter der Strasse zu gewinnen. Während sie südlich von Kallnach von Aufbau und Breite her als römisch gelten darf, ist noch nicht erwiesen, ob das festgestellte Strassenstück zwischen Kallnach und Petinesca römischen oder mittelalterlichen Ursprungs ist. Möglicherweise verlief die Hauptachse über Barga, Aarberg, Busswil und Dotzigen. Bei Petinesca zweigte eine wichtige Seitenstrasse in Richtung Jura (Taubenlochschlucht, Römerstrasse bei Frinvillier), Pierre Pertuis, Basel, Rheinland ab. Eine Querverbindung führte von Avenches über den Mont Vully, die Brücke von Le Rondet nach Zühlbrücke, wo im nahen Niederhölzli ausgedehnte Siedlungsreste vermutet werden (SCHWAB 1973: 340). Von dieser Strasse zweigten mindestens zwei Seitenlinien ab, die eine verliert sich kurz vor Ins (Mauriweg), die andere lässt sich auf dem Seerücken südlich des Bielersees verfolgen. Zusätzlich zu den auf der Karte eingezeichneten Strassen wurde das Seeland von zahlreichen kleineren Stras-

sen und Wegen erschlossen, die heute im einzelnen nicht mehr nachzuweisen sind. Sie lassen sich jedoch aus dem Siedlungsbild ableiten, waren doch die Gutshöfe auf ein gut ausgebautes Verbindungsnetz angewiesen. Zudem dienten die bei der Limitation (s.u.) entstehenden Grenzen (limites) als Wege.

Besondere Bedeutung kam sodann den Wasserwegen zu. Weil die Transportkapazität antiker Fuhrwerke recht bescheiden war, wick man, wo immer möglich, auf Gewässer aus. Aus dem Preisedikt Diokletians (301) wissen wir, dass die Transportkosten auf dem Flusswege ungefähr fünfmal billiger waren als auf der Strasse (UFAS 5: 112). Wir dürfen annehmen, dass auf den Juraseen, der Broye, Zihl und Aare reger Schiffs- und Flossverkehr herrschte. In Yverdon und bei Bevaix im Neuenburgersee sind römische Bärken gefunden worden (EGLOFF 1974 und WEIDMANN-KAENEL 1974). In Aventicum, das über eine grosse Hafenanlage verfügte (BÖGLI-WEIDMANN 1978), gibt es inschriftliche Zeugnisse von Berufsvereinigungen des Transportwesens (Ur-Schweiz 16, 1952: 3–9: Cisalpini-Transalpini) und der Flussschifffahrt (HOWALD-MEYER 1940: 264 Nr. 217: nautae Aruranci (= Aare) Aramici (= ?)).

Eine zeitliche Differenzierung der Anlage und des Ausbaues des Verkehrsnetzes ist, wie auch sein Verhältnis zu den keltischen Vorläufern, im einzelnen nur sehr schwer möglich. Trotzdem zeichnen sich einige, bisher zu wenig beachtete Ansatzpunkte ab.

Die frühesten römischen Zeugnisse im Seeland gehören erwartungsgemäss in den militärischen Bereich. Vom Jäissberg (Petinesca) stammt ein unscheinbares Fragment eines hohen Bechers, der die Signatur ACO HILARVS trägt (Abb. 25.2). Solche in Italien und Gallien (Lyon) hergestellte Becher sind typisch für die römische Okkupationsphase zur Zeit des Kaisers Augustus. In der Zihl bei Port wurde ein Medaillon gefunden, das ursprünglich als Zierstück an einer Schwertscheide angebracht war (Abb. 25.3). Es zeigt den bekränzten Kopf des Kaisers Augustus (27 v.Chr. bis 14. n.Chr.) nach rechts, dahinter die Siegesgöttin Victoria auf der Erdkugel. Aus der Zihl bei Port stammt im weitem ein Eisenhelm, der ebenfalls in die augusteische Zeit gehört (Abb. 25.1). Die Frage, ob die Funde bestimmten Anlagen zugeordnet werden müssen, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Für den Jäissberg, auf dem weiterhin augusteische Münzen zum Vorschein gekommen sind (u.a. sog. Nemausus-Asse, in Nîmes geprägte Münzen mit dem Bildnis des Augustus und Agrippa (Vs.) sowie einer Palme mit Krokodil (Rs.)), würde man gerne einen augusteischen Militärposten annehmen, bei Port sind mehrere Brücken nachgewiesen, deren Alter jedoch im einzelnen nicht genau bekannt ist. Im Bereich der am Ausfluss der Zihl aus dem Bielersee gelegenen «Pfahlbaustation» Nidau-Steinberg sollen auch römische Funde zutagegetreten sein, u.a. ein Nemausus-As.

Die hier erwähnten Funde ergeben zusammen mit weiteren zeitgleichen archäologischen Zeugnissen ein recht klares Bild von den Hauptverbindungsachsen der frühen Kaiserzeit, die ihrerseits zweifellos auf vorrömische Verhältnisse zurückgehen. So sind augusteische Kleinfunde in Vidy, dem bedeutenden Handelsumschlagplatz am Genfersee, bekannt geworden, weiterhin in Yverdon, am westlichen Ende des Neuenburgersees. Die beiden Orte stellen die kürzeste Verbindung zwischen Genfer- und Neuenburgersee dar und liegen zudem an der wichtigen Achse Oberitalien-Grosser Sankt Bernhard-Plateau de Langres. Frühkaiserzeitliche Nemaus-



Abbildung 25 *Frühkaiserzeitliche Funde aus dem Seeland.*

1. Eisenhelm (Wangenklappen ergänzt). H ca. 22 cm. 2. Fragment eines Aco-Bechers. M 1:1. 3. Schwertscheidenmedaillon mit dem Bildnis des Kaisers Augustus und der Siegesgöttin Victoria. M 1:1.

Nr. 1 und 3 aus der Zähl bei Port. Nr. 2 vom Jäissberg, 1830. Alle drei Funde Bern, BHM. Foto Museum.

sus-Münzen kennen wir aus La Tène, Petinesca, Mett/Bözingen, Leuzigen. Grössere, frühe Fundkomplexe sind für Solothurn und vor allem Vindonissa nachgewiesen. Eine dichte Reihe von Vienna/Copia- und Nemausus-Prägungen belegt ferner die Begehung der Juraroute (Bielersee, Pierre-Pertuis, Birstal, Basel) in augusteischer Zeit. Mit dem Bau von Aventicum, einer zweifellos in grösserem Zusammenhange zu sehenden Massnahme der römischen Verwaltung, dürfte auch die Route über Vevey-Moudon-Avenches-Solothurn vermehrte Bedeutung gewonnen haben. Das Ereignis muss aufgrund des archäologischen Materials in tiberische Zeit (14–37) gesetzt werden, gehört also sicher nicht in den mittelbaren Zusammenhang der römischen Besitznahme. Erst mit dem Anwachsen von Aventicum erhält die Strasse, welche von Aventicum über die Höhe des Wistenlacherberges nach Zihlbrücke führte, Bedeutung. Die grosse Brücke über die Broye bei Le Rondet wurde frühestens in tiberischer Zeit, vielleicht noch später, gebaut (anders SCHWAB 1973). Aus claudisch-neronischer Zeit sind von hier und weiteren Fundstellen zwischen Neuenburger- und Bielersee sowie aus der Umgebung von Petinesca gestempelte Ziegel der in Vindonissa stationierten XXI. Legion bekannt (VON GONZENBACH 1963). Daraus in jedem Falle auf einen Militärposten zu schliessen, wie dies oft geschieht, wäre unrichtig. Die Ziegel stammen vielmehr von dem durch Genieeinheiten der XXI. Legion geleiteten Ausbau des Verkehrsnetzes. Für die folgende Zeit fehlt bislang die Möglichkeit, ähnliche Differenzierungen wie für die frühe Kaiserzeit herauszuarbeiten.

Wie sich der verstärkte Kontakt der eingesessenen Bevölkerung mit den verschiedenartigen römischen Einflussphären wie z.B. den landwirtschaftlichen Produktionsformen, der Bauweise und den Besitzverhältnissen, unmittelbar auswirkten, wissen wir nicht. Kein einziger der zahlreichen römischen Bauernhöfe im Seeland ist ausgegraben, nur in Leuzigen, Rüti b. Büren und Tschugg konnten kleine Teile freigelegt werden. Alle diese Bauten bestehen aus Stein und gehören somit nicht in die Anfangszeit der römischen Herrschaft. Die Steinbautechnik setzte bei uns erst etwa um die Mitte des 1. Jahrhunderts n.Chr. ein. Über das Verhältnis dieser Anlagen zu Vorgängerbauten, die man sich recht einfach, aus Holz und Lehm (Fachwerk) bestehend und mit Stroh bedeckt vorzustellen hat, ist leider nichts bekannt. Deshalb bleibt auch völlig unklar, wie gross der Anteil der kontinuierlich in die frühe Kaiserzeit und das 1. Jahrhundert v.Chr. zurückreichenden einheimischen Bauernhöfe war.

In römischer Zeit war das Mittel- und Voralpenland wesentlich dichter besiedelt als in den vorangehenden Epochen. Im Zusammenhang mit der Koloniegründung von Aventicum, mit der Ausdehnung des Siedlungsraumes und dem Ausbau der Infrastruktur, fand in weiten Gebieten eine Landvermessung statt (GROSJEAN 1963 und 1974; SCHWAB 1972/73). Dieser Vorgang, den man Limitation nennt, hat das Aussehen der Landschaft für Jahrhunderte nachhaltig bestimmt und in vielem auch die mittelalterliche und neuzeitliche Entwicklung des Siedlungsraumes beeinflusst. Relikte römischer Limitationsraster liessen sich auch im Seeland anhand alter Grenzen und Wege feststellen, doch bleiben diesbezüglich noch sehr viele Fragen offen. In die Diskussion zu wenig einbezogen wurden bislang die archäologischen Überreste, die, dies sei einschränkend zugestanden, noch kaum erforscht sind. Die durch die Limitation festgelegten quadratischen Parzellen von ca. 710 m Seitenlän-

ge (= 1 centuria = ca. 50 ha), welche wiederum in regelmässige Untereinheiten eingeteilt waren, bildeten die Grundlage für die Verteilung von Grund und Boden. Über die Eigentumsverhältnisse im Seeland kennen wir keine Einzelheiten; man kann höchstens vermuten, dass ein buntes Nebeneinander von eingesessenen, vielfach auf die alte helvetische Nobilität zurückreichenden Grundbesitzern und einer neuen, sich in römischer Zeit herausbildenden Besitzerschicht festzustellen wäre. Manche Bauerngüter dürften im Besitze von Veteranen des römischen Heeres gewesen sein, die sich nach ihrer Entlassung einen Hof erwarben, den sie entweder selber bebauten oder einem Pächter zur Bewirtschaftung überliessen. Auch über die Grösse der einzelnen Landgüter wissen wir für das Seeland wegen des unbefriedigenden Ausgrabungsstandes nicht Bescheid. In Analogie zu andern Gebieten des römischen Reiches muss man annehmen, dass es für heutige Verhältnisse sehr grosse Einheiten von mehreren bis Hunderten von Hektaren gab (BOETTGER 1975: 139–142).

Entsprechend haben wir uns die Grösse der zugehörigen Gebäulichkeiten und die Bewirtschaftungsform vorzustellen. Konnte ein kleines Gut mit wenig Gesinde bebaut werden, so sah es auf den grösseren Gehöften anders aus. Hier verfügte der Gutsherr oder Pächter über Lohnarbeiter und Hörige, teilweise auch über Sklaven. Die Zahl dieser rechtlich und sozial schlecht gestellten Bevölkerungsschicht muss angesichts der arbeitsintensiven Bewirtschaftungsmethoden recht gross gewesen sein. Sie dürfte sich zum grössten Teil aus der angestammten keltischen Bevölkerung zusammengesetzt haben. Ein in diesem Zusammenhange gedeutetes Dokument bildet das in Erlach gefundene Fragment eines Leistenziegels (Abb. 26), auf welchem in Kursivbuchstaben die folgenden Worte geschrieben sind (JbSGU 44, 1954/55: 111 und LIEB 1959):

	POSSESS
	DIROGIS
	GRATI
	SERVS
MATRNVS	MASS
MACCIVS	FECIT
GRATVS	

Die Deutung dieses unvollständig erhaltenen Textes ist unsicher. In der Erstpublikation wurde er dahin interpretiert, dass der Eigentümer des Landgutes, auf dem der Ziegel hergestellt worden war, Dirox hiess. Dieser hätte die Bebauung dem Pächter Gratus überlassen, welcher seinerseits über Sklaven gebot, von denen einer, Masso mit Namen, den Ziegel hergestellt hätte. Man hat dann daraus teilweise weitreichende Schlüsse gezogen und besonders die «klassische» Dreiteilung von Besitzer, Pächter und Sklaven herauslesen wollen. Es können jedoch von der Wortbedeutung her ebenso gut andere Deutungen vertreten werden (ev. eine Abrechnung) und man sollte sich hüten, aus diesem fragmentarischen Dokument zu präzise Schlüsse zu ziehen. Sicher ist lediglich, und auch schon dies hat als bemerkenswerte Tatsache zu gelten, dass die auf dem Ziegel erwähnten Namen allesamt Nicht Römer bezeichnen.



Abbildung 26 *Erlach*. Fragment eines Leistenziegels mit einem Text, dessen Aussage heute nicht mehr sicher zu deuten ist. L 23 cm. Bern, BHM. Foto Museum.

Die wirtschaftliche Grundlage der meisten Gutshöfe bildete der Ackerbau. Es wurden verschiedene Getreidesorten, Hafer und Hirse angebaut, aber auch Hülsenfrüchte wie Erbsen und Bohnen sowie weitere Nutzpflanzen. Im Garten pflanzte man Gemüse und Gewürze, wichtig war zudem der Unterhalt von Obstkulturen (Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen). In den klimatisch geeigneten Gegenden des Seelandes wuchsen in römischer Zeit Reben. Eine Vorstellung von den auf einem Gutshof verwendeten landwirtschaftlichen Geräten geben die kleinen bronzenen Nachbildungen aus spätrömischen Gräbern des Rheinlandes (Abb. 27), die auch für die im Seeland verwendeten Geräte repräsentativ sind. In Nordgallien und der Gegend von Trier wurden sogar bildliche Darstellungen einer einfachen Mähmaschine gefunden.

Neben dem Ackerbau war die Viehzucht ein wichtiger Wirtschaftszweig eines gallorömischen Gutsbetriebes. Bei jeder Ausgrabung findet man Tierknochen in grosser Zahl. Von der Häufigkeit, in der die verschiedenen Arten von Knochenmaterial vertreten sind, kann nicht in jedem Falle direkt auf die Bedeutung der betreffenden Tierart für den Gutsbetrieb geschlossen werden, denn die gefundenen Knochen sind zunächst einmal für den Speisezettel repräsentativ. Die in Tschugg anlässlich der Grabung von 1977 geborgenen Tierknochen verteilen sich nach den Bestimmungen von H.R. Stampfli (Publikation in Vorbereitung) in der Reihenfolge ihrer Häufigkeit auf die folgenden Arten:

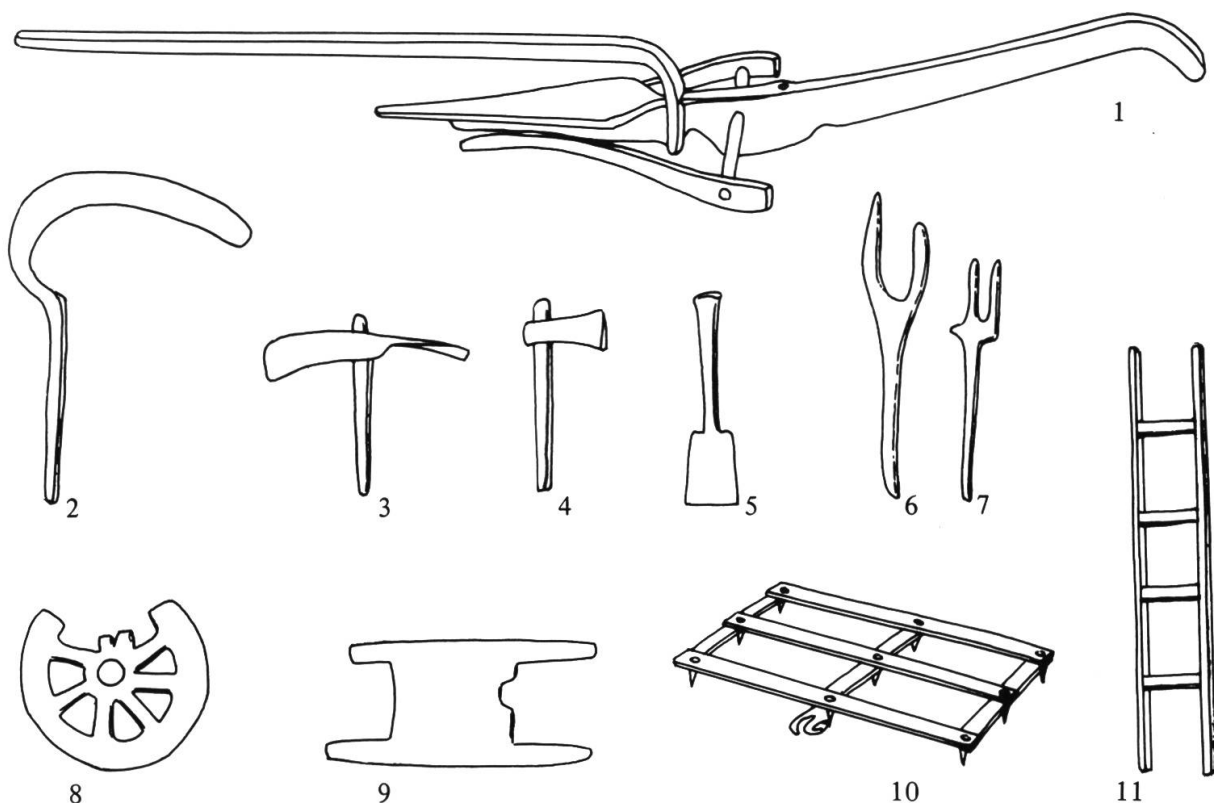


Abbildung 27 Landwirtschaftliche Geräte nach Modellen aus spätrömischen Gräbern des Rheinlandes. 1. Pflug. 2. Sichel. 3. Axthacke. 4. Axt. 5. Spaten. 6. und 7. Gabeln. 8. Rad. 9. Misttrage(?). 10. Egge. 11. Leiter. Nr. 1 aus Köln. Nr. 2–11 aus Rodenkirchen. Nach Bonner Jahrbücher 149, 1949:98 und Rheinische Vierteljahresblätter 36, 1972: 19. Umzeichnung A. Nydegger.

Haustiere: Rind, Schwein, Huhn, Schaf/Ziege, Schaf, Gans, Ente, Pferd, Katze
Wildtiere: Hase, Taube, Dohle, Hirsch

Weiterhin zum Speisezettel gehörten in Tschugg Schnecken und Austern; letztere haben wegen ihres aufwendigen Transportes jedoch als exklusive Leckerbissen zu gelten.

Ein im Zusammenhang mit der ländlichen Besiedlung immer wieder verwendeter Begriff ist jener der «Villa». Die Römer bezeichneten damit ursprünglich eine wirtschaftlich selbständige Produktionseinheit. Aus der Verschmelzung von einheimischen und römischen Traditionselementen entwickelte sich der das Siedlungsbild des Seelandes bestimmende Typ der gallorömischen Villa, im modernen Sprachgebrauch meist als *villa rustica* bezeichnet. Sie besteht in der Regel aus verschiedenen Gebäuden, dem eigentlichen Gehöfte, und den umliegenden Feldern und Weiden. In römischen Architektur- und Landwirtschaftshandbüchern finden wir eine Differenzierung der einzelnen Bauten. So wurde der Wohnteil, das Haus des Besitzers, Verwalters oder Pächters, die *villa urbana*, unterschieden. Ihre Grösse nahm je nach Fläche und Bedeutung des Gutsbetriebes unterschiedliche Ausmasse an. Gebäude von 30 Metern Länge haben als bescheiden zu gelten, solche von 50 bis 80 m sind keine Seltenheit. Ihr Standort wurde sorgfältig ausgewählt, wo immer möglich, baute man an einem sonnigen Südhang in der Nähe einer Quelle oder Ge-

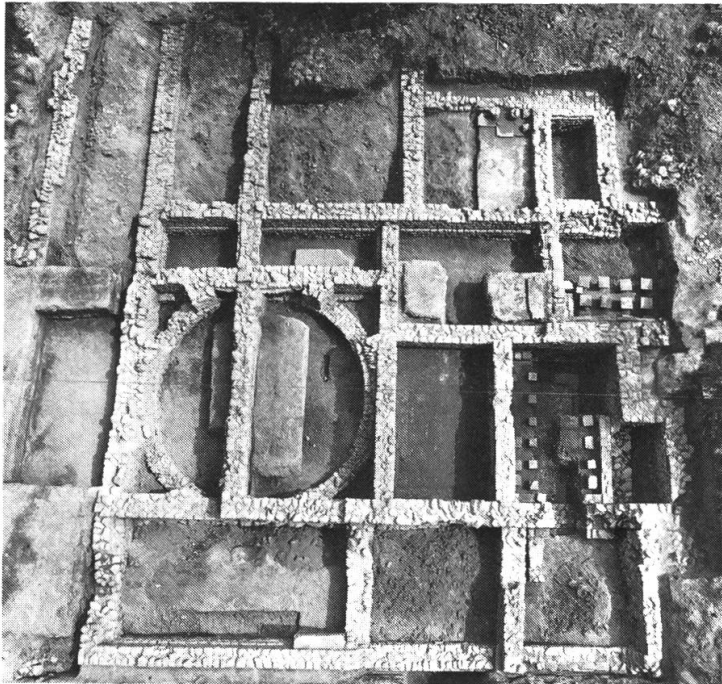
wässers. In der Ausstattung der «Herrenhäuser» waren viele Errungenschaften der südländischen Wohnkultur verwirklicht (Portikus (Loggia, «Laube»), Badeanlage, Wasserversorgung, Wandmalereien, Mosaiken u.a.m.; Abb. 28). Im Verlaufe der ersten beiden Jahrhunderte nach Chr. wurden in Bade- und ausgewählten Wohnräumen vermehrt Warmluftheizungen (Hypokaustanlagen) eingebaut. Im Seeland gibt es bisher keine einzige villa urbana, deren Grundriss auch nur annähernd bekannt wäre. In Tschugg konnte 1977 ein Nebengebäude mit Badeanlagen und einem grossen, architektonisch bedeutenden Rundbau freigelegt werden (Abb. 28,1). Der Hauptteil der Villa von Tschugg liegt jedoch noch im Boden oder ist modernen Wohnbauten zum Opfer gefallen, ohne dass entsprechende Ausgrabungen vorgenommen werden konnten.

Im weitem gab es Gesindehäuser, Wirtschaftsgebäude, Ställe, Schuppen (*pars rustica*), Scheunen und Speicher (*pars fructuaria*). Über diese Bauten sind wir noch schlechter orientiert als über die «Herrenhäuser». Da sie meist weniger fest gebaut und kaum ausgestattet waren, wird ihnen leider in der Regel zu wenig Beachtung geschenkt.

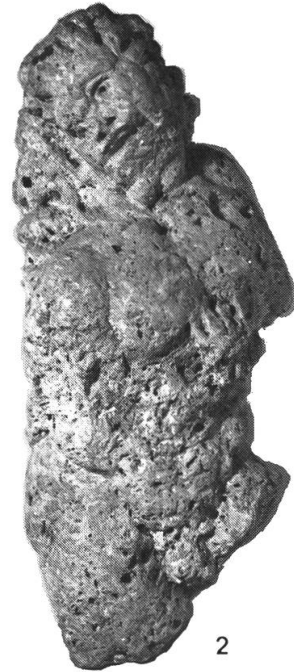
Einen römerzeitlichen Gutshof haben wir uns somit grösser vorzustellen als die heutigen Bauernhöfe. Er umfasste verschiedene Gebäude, die teilweise in Stein, teilweise in Holz errichtet waren und muss vielfach das Aussehen eines Weilers oder kleinen Dorfes gehabt haben.

Neben Gutshöfen und Städten gilt es eine dritte Siedlungskategorie, die *vici*, kleinstädtische oder dorfähnliche Siedlungen, zu unterscheiden. Viele liegen im Bereich der wichtigen Verbindungslinien und bildeten zugleich regionale Zentren (Märkte). Händler, Handwerker, Transportunternehmen und Wirte fanden hier günstige Erwerbsmöglichkeiten. Wir kennen verschiedene solcher Dörfer mit Namen, z. B. *Lousonna* (Vidy), *Minnodunum* (Moudon), *Eburodunum* (Yverdon), *Salodurum* (Solothurn). Im Seeland ist keine eindeutig als vicus zu bezeichnende Siedlung bekannt, es sei denn, man will Petinesca als solchen bezeichnen, was möglich und wahrscheinlich, jedoch archäologisch noch nicht genügend nachgewiesen ist. Der Name *Petinesca*, der in der Tabula Peutingeriana und im Itinerarium Antonini überliefert ist, wird seit dem 17. Jahrhundert mit den offenbar teilweise immer sichtbar gebliebenen Mauerresten am Fusse des Jäissberges verknüpft. Aufgrund der bisher durchgeführten Grabungen (1898–1904 und 1937–1939) lassen sich drei verschiedene Zonen unterscheiden (VON KAENEL 1978).

Oben, an der Nordostflanke des Jäissberges, noch innerhalb der keltischen Wallanlagen, liegt der grosse Tempelbezirk Gumpboden. An dem gegen Süden gerichteten Abhang sind sodann mehrere Häuser, Gräber, ein Töpferofen und ein zweiter, kleiner Tempelbezirk nachgewiesen. Am Fusse des Hügels schliesslich liegt das eigentliche Petinesca, die meist als Strassenstation gedeutete Siedlung (Abb. 29.1). Sie besteht aus einer Toranlage und einem ausgedehnten Gebäudekomplex. Wie neuere Sondierungen gezeigt haben, liegen noch weitere Bauten im Boden. Die weitgehend sichtbare Toranlage stammt wahrscheinlich aus spätrömischer Zeit, das Wohn- und Unterkunftsgebäude (Herberge?) muss früher angesetzt werden. Es ist heute unmöglich, sich aufgrund der vorhandenen Angaben aus den Grabungen von 1898–1904 eine genaue Vorstellung von der Ausdehnung und vom Aussehen der einzelnen Anlagen zu machen. Wo und wie gross war die Mauer, die aus der Exi-



1



2

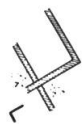


3



4

Abbildung 28 1. *Tschugg*. Blick auf die 1977 freigelegten Teile eines zum Gutshof gehörenden Gebäudes. In der Mitte, links, die Reste des Rundbaues. Foto ADB. 2. *Kallnach*. Statue eines Satyrs aus Muschelkalk. H 84 cm. Bern. BHM. Foto Museum. 3. *Tschugg, Grabung 1977*. Ausschnitt aus einem Boden aus Tonplättchen (opus spicatum). Foto ADB. 4. *Tschugg, Grabung 1977*. Blick auf eine Hypokaustanlage. Im Hohlraum unter den grossen Bodenplatten zirkulierte die erhitzte Luft. Foto ADB.



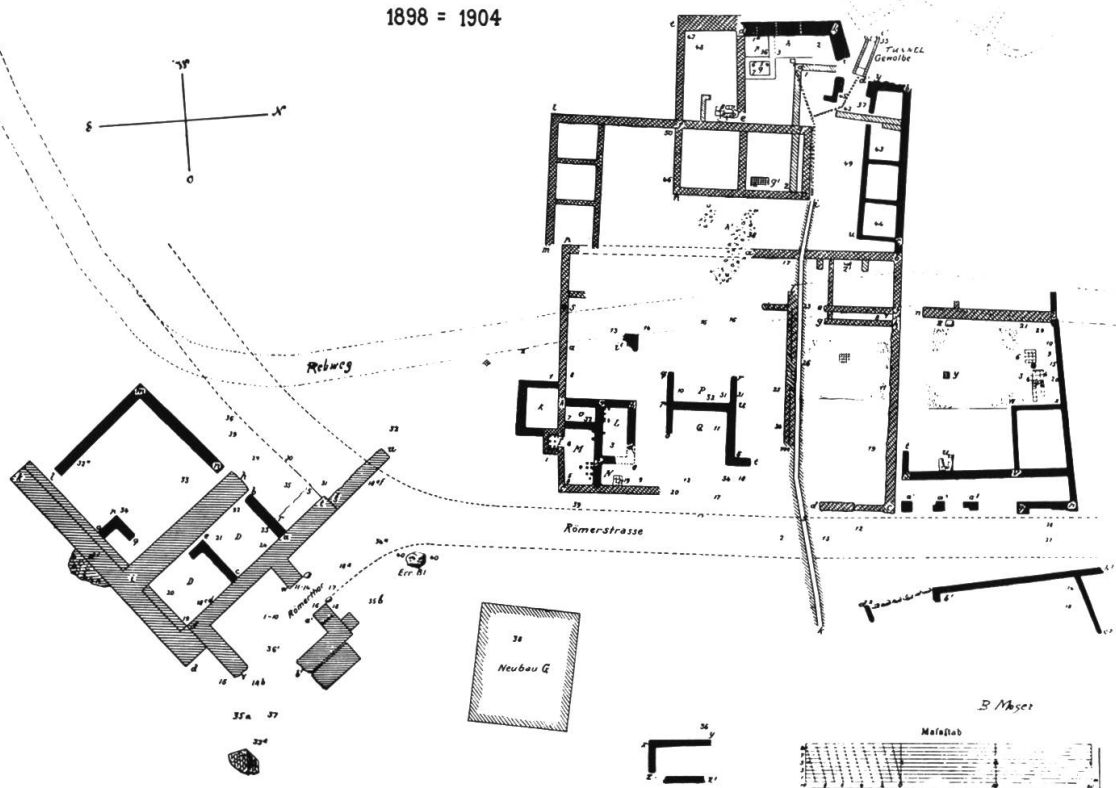
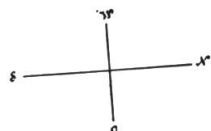
PLAN

über die Ausgrabungen der römischen Ruinen

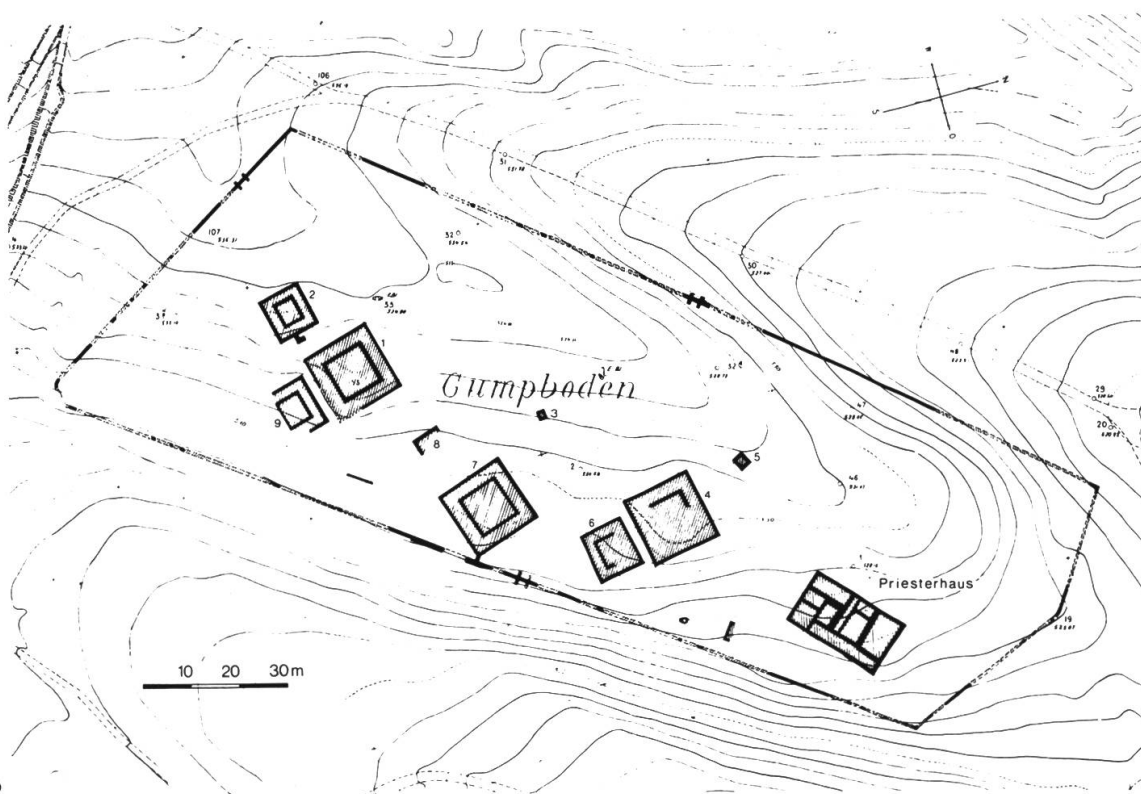
von

PETINESCA

1898 = 1904



1



2

stanz einer Toranlage abgeleitet werden muss? Wie sah die Siedlung im 1. und 2. Jahrhundert n.Chr. aus und wie verhält sie sich zu den Mauerresten am nahen Südabhang des Jäissberges? Wohnten dort die Leute, deren Vorfahren früher einmal im Oppidum auf dem Jäissberg gelebt hatten? Wo lag der auf dem oder am Jäissberg in augusteischer Zeit anzunehmende Militärposten? Diese und weitere Fragen müssen vorläufig offen bleiben bis eines Tages neue Untersuchungen im Gelände eine Antwort geben können.

Anlässlich der in den Jahren 1937 bis 1939 durchgeführten Grabungen wurde oben auf der Höhe des Jäissberges ein grosser Tempelbezirk freigelegt. Er misst ca. 190 auf 70 m und ist von einer Mauer umgeben (Abb. 29.2). Es konnten 6 gallorömische Vierecktempel und drei kleine, kappellenartige Heiligtümer, ein Priesterhaus (?) sowie ein Sodbrunnen unterschieden werden. Angesichts seiner Grösse darf vermutet werden, dass der Tempelbezirk einer ganzen Region als kultisches Zentrum diene. Ähnlich verhält es sich in Thun-Allmendingen (*regio Lindensis*), Muri (*regio Arurensis*) und Bern-Engehalbinsel (*regio O . . .*), die alle archäologisch und inschriftlich gesichert sind. Welchen Gottheiten die einzelnen Tempel auf dem Jäissberg geweiht waren, wissen wir nicht. Zur Auswahl steht eine Vielzahl von einheimischen und römischen Göttern. Man kann höchstens vermuten, dass die offiziellen römischen Hauptgötter Jupiter, Juno und Minerva verehrt wurden, sodann vielleicht Mercurius, der bei den Kelten besonders beliebte Gott des Handels, weiterhin Mars Caturix, der alte einheimische Kriegsgott, vielleicht Epona, die Pferdegöttin oder Sucellus, der Gott mit dem Hammer. Daneben gab es im helvetisch-römischen Himmel auch noch Platz für zahlreiche Lokalgottheiten, von denen wir vielfach nicht mehr als ihren inschriftlich überlieferten Namen kennen. Besonders beliebt waren etwa Quellgötter. In Biel, in der Römerquelle, kamen Hunderte von römischen Münzen zum Vorschein, die als Spenden in die Quelle geworfen worden waren.

Im politischen Leben Helvetiens in römischer Zeit zeigt sich ein Nebeneinander von traditionellen Strukturen und römischen Organisationsformen (SCHULPRAxis 1973 und FREI-STOLBA 1976 b). Die *civitas Helvetiorum*, die Stammesgemeinschaft der Helvetier, lebte weiter, ebenso ihre Untereinheiten, die *pagi* (Stammesgruppen, «Gaue»). Beide, *pagi* und *civitas* konnten in gewissen – allerdings unbedeutenden – Bereichen des öffentlichen Lebens Beschlüsse fassen. Die *civitas* musste jedoch entscheidende Eingriffe entgegennehmen: Enteignungen von Land, Leistung von Steuern, Übernahme von Lasten (z.B. Strassenunterhalt). Die römischen Bürger ihrerseits waren in einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen (*conventus civium Romanorum*).

Ein für die *civitas Helvetiorum* entscheidendes Ereignis bildete die Gründung der Kolonie Aventicum, mit vollem Namen *Colonia Pia Flavia Constans Emerita Helvetiorum Foederata*. Die sich seit tiberischer Zeit entwickelnde Stadt, der Vorort Helvetiens, wurde in vespasianischer Zeit in den Rang einer Kolonie erhoben. Der

◀ Abbildung 29 1. *Studen-Petinesca*. Plan der Anlage aufgrund der Grabungen von 1898–1904. Links die Toranlage, rechts der Wohngebäudekomplex. Nach Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde N.F. 8, 1906 (B. Moser). 2. *Jäissberg*. Plan des Tempelbezirkes Gumpboden nach den Grabungen von 1937–1939. Plan TAD 1939.

Begriff Kolonie bedeutete ursprünglich eine Ansiedlung von römischen Bürgern in einer Stadt, deren Organisations- und Rechtsgrundlagen denen der Hauptstadt Rom entsprachen. Aventicum wurde demnach gleich verwaltet wie Rom und die Bürger der Stadt waren zugleich Bürger Roms, hatten somit die bestmögliche Rechtsstellung. An der Spitze der Stadt standen zwei *duoviri* (Zweimänner = Bürgermeister). Daneben gab es einen *ordo decurionum*, ein nach dem Vorbild des römischen Senats gebildeter Stadtrat, der ebenfalls über gewisse Befugnisse verfügte. Aus dem inschriftlichen Material geht hervor, dass die Bürgermeister von Aventicum zum überwiegenden Teil romanisierte Helvetier waren; die alte adlige Führungsschicht ging also aus der Koloniegründung gestärkt hervor. Sie trug aber auch im wesentlichen die Last der Verwaltung und zwar ehrenamtlich. Der grösste Teil der Bevölkerung kam dagegen nicht in den Genuss der besonderen Rechtsstellung der Stadt. Diese als *incolae*, bloss als Bewohner, bezeichnete Schicht umfasste vor allem die angestammte Bevölkerung, die zwar in der Stadt wohnte, jedoch nicht das Bürgerrecht von Aventicum besass. Zu einer Kolonie gehörte ein bestimmtes Territorium, dessen Ausdehnung im Falle von Aventicum nicht klar abgrenzbar ist und sich wahrscheinlich nicht vollständig mit dem Gebiet der alten *civitas Helvetiorum* deckte. In diesem Territorium bestimmten in allen entscheidenden Angelegenheiten die Bürgermeister und der Stadtrat von Aventicum. Über eine sehr beschränkte, lokale Selbstverwaltung verfügten lediglich die *vici*, die Dörfer. Die politische und soziale Oberschicht aus Aventicum war somit für die Nachfahren der Helvetier in erster Linie Repräsentant der römischen Staatsmacht. Das Seeland gehörte ohne Zweifel in seiner ganzen Ausdehnung in den Machtbereich der Stadt, inschriftliche Zeugnisse von Bürgermeistern aus Aventicum sind ja noch viel weiter entfernt auf der Engehalbinsel bei Bern und an der Pierre-Pertuis nachgewiesen. Das Gebiet der Helvetier wiederum gehörte administrativ zuerst zur Provinz Gallia Belgica mit der Hauptstadt Trier, seit Domitian (81–96) zur Provinz Germania Superior (Mainz).

Durch die stabilen Verhältnisse im schweizerischen Mittelland schritt hier die Romanisierung rasch voran. Nur selten, wie etwa in den Wirren des Vierkaiserjahres (69), wurde das Gebiet in grosse politische Auseinandersetzungen hineingezogen. In der langen, etwa zwei Jahrhunderte dauernden Friedenszeit erlebte es eine Zeit wirtschaftlicher Blüte. Die in Plan D zusammengestellten Siedlungsreste vermögen einen Eindruck von der intensiven Besiedlung des Seelandes zu geben. Weitaus der grösste Teil der bisher bekannt gewordenen Funde gehört in die ersten beiden Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.

Seit dem 3. Jahrhundert wurde das römische Reich von immer schwereren Krisen erschüttert. Machtkämpfe zwischen Kaisern und Usurpatoren, wirtschaftlicher Niedergang, militärische Niederlagen, brachten das Reich in ärgste Bedrängnis. Alamannen überschritten die Grenzen und suchten plündernd weite Landstriche im bisherigen Hinterland heim. Dabei gingen manche Gutshöfe, Städte und Dörfer in Flammen auf. In diesen Zeiten der Unsicherheit kam der Handel zum Erliegen, der Absatz stockte, die wirtschaftlichen Grundlagen brachen zusammen. Wie rasch die Bevölkerung verarmte und dezimiert wurde, zeigt das archäologische Fundgut, das im Verlaufe des 3. Jahrhunderts deutlich abnimmt. Auch wenn es Rom in der Folgezeit gelang, die Verhältnisse weitgehend wieder zu ordnen, so war ein Anknüpfen an die mittlere Kaiserzeit nicht mehr möglich.



Abbildung 30 1. Leuzigen, Türner 1931. Bronzeapplique. Zwei Adler auf Schlangen zu beiden Seiten eines Akanthusblattes. L 18 cm. 2. Leuzigen, Türner 1931. Ausgussfragment einer Reibschale mit der Signatur CESTIVS F(ecit) A, d.h. Cestius hat die Reibschale gemacht in A..(?). Der Töpfer hat zudem Punzen (Löwe, Eierstab, Halbbogen), die er sonst zur Herstellung von Terra Sigillata verwendete, in den weichen Ton eingedrückt. M 1:4. 3. Jäissberg, Tempelbezirk Gumpboden 1937–1939. Eulenfibel. L ca. 3 cm. 4. Tschugg, Grabung 1977. Fragmentiertes Gefäss in Form eines Hasen (Ton mit Bleiglasurüberzug). M ca. 1:2. Nr. 1 und 2 Bern, BHM. Foto Museum. Nr. 3 Biel, Museum Schwab. Foto BHM. Nr. 4 Bern, ADB. Foto J. Zbinden.

Wie stark das Seeland durch die Alamanneneinfälle der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts in Mitleidenschaft gezogen wurde, ist im einzelnen nicht bekannt, da entsprechende archäologische Untersuchungen fehlen. Laut der wohl im 7. Jahrhundert entstandenen sog. Fredegar-Chronik soll Aventicum unter dem Kaiser Gallienus (260–68) zerstört worden sein. Falls diese nicht unbestrittene Notiz zuträfe, müsste man annehmen, dass auch das Seeland verwüstet worden wäre. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang jedoch die Tatsache, dass im Seeland bisher aus jenen Jahren bloss ein Münzschatzfund bekannt ist (Tschugg 1851: 45 Münzen der Kaiser Gordian III (238–44) bis Claudius Gothicus (268–70)). Nach weiteren verheerenden Alamannenzügen wurde seit Diocletian (284–305) die Rheingrenze befestigt und das Gebiet neu organisiert (Provinz Maxima Sequanorum).

Funde des 4. Jahrhunderts sind aus dem Seeland in beachtlichem Ausmasse überliefert. Vielfach handelt es sich dabei um Fundmünzen wie beispielsweise diejenigen aus Dotzigen, Mullen, Ins, Biel, Neuenstadt und Kallnach (Schatzfund mit über 1500 Münzen (Abb. 31,3 u. 4). Bei Müntschemier konnten mehrere Gräber geborgen werden, die aufgrund der beigegebenen Münzen und Keramik ins letzte Viertel des 4. Jahrhunderts datieren (JbBHM 43/44, 1963/64: 653f.). Auch in Kerzers-Stutz soll im Areal des seit langem bekannten Gutshofes Keramik aus dem 4. Jahrhundert gefunden worden sein (JbSGU 59, 1976: 254). Auf der Kanincheninsel im Bielersee sind bei den Grabungen von A. Jahn 1843 Keramik, Knochengeräte, Glas und Münzen aus dem 4. Jahrhundert zum Vorschein gekommen. Dieser Befund lässt darauf schliessen, dass hier eine kleine Siedlung, wahrscheinlich eine befestigte Anlage, lokalisiert werden muss (ETTLINGER 1958/59).

Besonders viel spätrömisches Material stammt aus dem Gebiet zwischen Jäissberg, Bielersee und dem Jurasüdfuss. Für Petinesca und den Tempelbezirk auf dem Jäissberg sind mehrere Münzschatzfunde aus der Zeit Konstantins des Grossen und seiner Söhne (306–361) nachgewiesen. Im weiteren haben Petinesca und Safnern spätrömische Zwiebelknopffibeln geliefert (ETTLINGER 1973: 139). Die heute noch sichtbare Toranlage gehört höchstwahrscheinlich zu einer späten Befestigung.

Wegen des charakteristischen glockenförmigen Grundrisses des Bieler Altstadt-kernes wurde die Möglichkeit erwogen, dass er auf ein spätrömisches Kastell zurückgeht (GROSJEAN 1963). Bisher fehlen jedoch archäologische Funde, die diese vor allem aufgrund der Lage der römischen Verkehrswege und der entsprechenden Siedlungsstruktur wenig wahrscheinliche Hypothese stützen (s. dazu auch den Beitrag MARTIN S. 144f.). Dagegen befand sich am Ausfluss der Zihl aus dem Bielersee eine kleinere Ansiedlung. Darauf deuten vereinzelte Altfunde aus dem Bereich der als Nidau-Steinberg bekannten Fundstelle. Sie sind seit den reichen neolithischen und bronzezeitlichen Funden der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts zu Unrecht in Vergessenheit geraten (ISCHER 1928: 160ff.). Nach der archäologischen Karte von Oberst F. Schwab sollen auch an der Mündung der Schüss römische Ziegel und Keramik gefunden worden sein (BLOESCH 1855: Beilage). An der Korn-gasse in Biel kamen römisches Mauerwerk und Keramik zum Vorschein (JbBHM 45/46, 1965/66: 595f.). Der Bereich des Altstadt-kerns hat bisher jedoch keine römischen Funde geliefert. Gegen die Lokalisierung eines Kastells in Biel sprechen vor allem auch die bedeutenden Neufunde, die anlässlich der Restaurierung der Kirche von Biel-Mett zum Vorschein gekommen sind (VON KAENEL 1978). Im Schiff der Kirche konnte das Grab eines römischen Offiziers (?) freigelegt werden, das in konstantinischer Zeit angelegt worden war. Es enthielt wertvolle Beigaben, so einen Glasbecher mit kostbarem Schliffdekor (Abb. 32.3 u. 4) sowie eine vergoldete Zwiebelknopffibel. Über der grossen, ca. 2,5 auf 4,1 m messenden Grabgrube stand ursprünglich ein Grabbau, der später in die erste, um 600 errichtete Kirche einbezogen wurde. In mittelalterlichen Auffüllschichten lagen drei Ziegel mit dem Stempel der legio I Martia (Abb. 32.1). In welchen baulichen Zusammenhang diese Ziegel gehörten, konnte nicht abgeklärt werden. Sie sind später zu datieren als das Offiziersgrab und gehören wahrscheinlich in die valentinianische Zeit (364–75, HARTMANN 1977: 104), in eine Zeit, in der ein letztes Mal grosse Anstrengungen unternommen wurden, die Rheingrenze und das zugehörige Hinterland zu sichern.



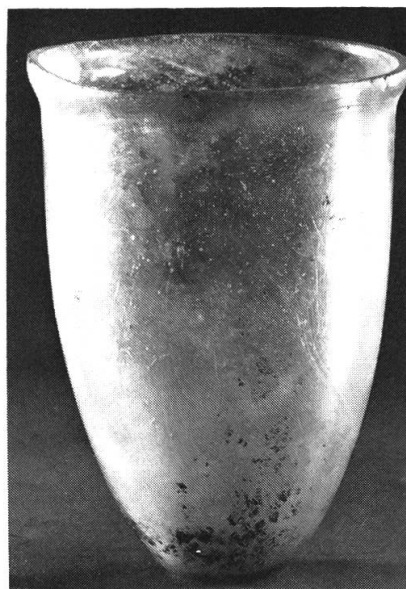
Abbildung 31 *Römische Fundmünzen aus dem Seeland.*

1. Denar (Silber) des Kaisers Trajan (98–117 n.Chr.). 2. As (Kupfer) des Kaisers Hadrian (117–138 n.Chr.). 3. Kupferprägung des Kaisers Constans (337–350 n.Chr.). 4. Kupferprägung des Kaisers Magnentius (350–353 n. Chr.). Alle 1:1. Nr. 1 aus Gampelen. Nr. 2 aus Petinesca. Nr. 3 und 4 aus dem Schatzfund von Kallnach. Alle Bern, BHM. Foto ADB.

Bronzekessel mit Henkel. H ca. 14 cm. Aus dem römischen Hagneckstollen, 1875. Bern, BHM. Foto Museum.



1



2



3



4

Grab und Ziegel aus der Kirche Mett weisen eindeutig darauf hin, dass in Mett selbst oder dessen nächster Umgebung eine befestigte Anlage (Kastell) zu lokalisieren ist. Schon früher sind in Mett zahlreiche römische Funde zutage getreten (u.a. Münzen des 1. bis 4. Jahrhunderts), von denen Jahn berichtet (JAHN 1850: 88f.). Mehrmals wurden zudem Gräber freigelegt. Aus einem nicht beobachteten Grabfund stammt ein einfacher, unverzierter konischer Glasbecher, der ebenfalls ins 4. Jahrhundert datiert werden muss (Abb. 32.2). Mett liegt an der Strasse, die von Petinesca herkommend über das Längholz in Richtung Taubenlochschlucht-Pierre Pertuis-Basel führte. Ein Kastell, wenige Hundert Meter vor dem Eintritt der Strasse in die Taubenlochschlucht, würde gut in die den rückwärtigen Raum sichernde Kette von spätrömischen Mittelland-Kastellen wie Yverdon, Kanincheninsel (?), Solothurn, Olten, Altenburg b. Brugg einfügen.

◀ **Abbildung 32** *Spätrömische Funde aus Biel-Mett.*

1. Reformierte Kirche, Grabung 1975/76.. Ausschnitt aus einem Ziegel mit dem Stempel der legio I Martia. H der Buchstaben ca. 3 cm. Bern, ADB. Foto ADB. 2. Mett, genauer Fundort unbekannt. Becher aus grünlichem Glas. M 1:2. Bern, BHM. Foto Museum. 3. und 4. Reformierte Kirche, Grabung 1975/76. Konischer Becher aus grünlichem Glas. Reicher geschliffener Dekor: Kentaur und Panther. H. 23 cm. Bern, ADB. Foto J. Zbinden nach Kunstharzkopie.

5. Das Seeland im frühen Mittelalter (476–700 n.Chr.)

Max Martin*

Um 395 wurde die Kaiserresidenz des weströmischen Reiches von Augusta Treverorum (Trier) an der Mosel ins oberitalienische Ravenna an der Adria verlegt. Von den tiefgreifenden Veränderungen im spätantiken Römerreich im Westen trug nicht wenig auch dieser Schritt dazu bei, dass Gallien, einst ein Kerngebiet der westlichen Provinzen und noch im 4. Jahrhundert ein Eckpfeiler des Reiches, fortan Randzone des wankenden Imperiums und der Mittelmeerwelt insgesamt war; etwa hundert Jahre danach wurde es jedoch zum Zentrum des im Frankenreich und im nachfolgenden Karolingerreich aufblühenden frühmittelalterlichen Europa.

Bereits zehn Jahre nach der Verlegung der Kaiserresidenz wurde die noch unter Kaiser Valentinian (364–375) mit mächtigen Kastellen, Ketten von Wachttürmen, Schiffländern und Strassenposten zu einem eigentlichen Wall ausgebildete Reichsgrenze vom Niederrhein bis zum Bodensee zwar nicht als Staatsgrenze aufgegeben, wohl aber als Grenzbefestigung gegenstandslos. Denn nach einem verheerenden Einfall germanischer Völker am Ende des Jahres 406 wurde die Grenzfront nicht mehr als solche besetzt und die übriggebliebenen Kastellgarnisonen dem mobilen Feldheer zugeteilt (HOFFMANN 1973). An ihrer Stelle übernahmen Teile der germanischen Völker, der Franken, Burgunder und Alamannen, die durch Vertrag (foedus) Bundesgenossen (foederati) der Römer geworden waren, den Schutz und damit de facto wohl auch die Herrschaft über weite Teile der gallischen Grenzprovinzen am Rhein. Wohl gehörten auch diese Gebiete, darunter die Provinz Maxima Sequanorum, zu der nebst Ostfrankreich, der West- und Nordschweiz auch das Seeland gehörte, de iure weiterhin zum weströmischen Reich, doch konnte dieses seine direkte Staatsgewalt in Nordgallien und am Rhein bis zu seinem «Untergang» im Jahre 476 nur noch schlecht und recht ausüben. Immerhin hat es – allerdings mit Hilfe fremder Söldner – in den 430er Jahren die um Worms angesiedelten Burgunder, als sie den Staatsverträgen zum Trotz sich linksrheinisch weiter ausdehnen wollten, radikal angegriffen und die Reste des geschlagenen Stammes im Jahre 443 in die Landschaft Sapaudia umgesiedelt. Dieser bedeutende Eingriff des römischen Reiches in das Geschehen in Gallien – einer der letzten – wirkte sich auch auf die Geschichte des frühmittelalterlichen Seelandes aus, wie wir gleich sehen werden.

5.1. Die späteströmische Zeit und das burgundische Königreich (400–532)

Das 5. und auch fast das ganze 6. Jahrhundert haben im Seeland nur spärlichste archäologische Spuren hinterlassen. Es sind einzelne topographisch-geographische Befunde, einzelne historisch überlieferte Ereignisse und dann die seit dem späteren 6. Jahrhundert wieder reichlich vorhandenen Bodenfunde, die uns – letztere quasi nur im Rückblick – erkennen lassen, dass das Seeland auch nach 400 durchaus wei-

* MARTIN, Max, Dr.phil., Konservator des Römermuseums Augst, 4302 Augst

ter besiedelt blieb, wenn auch zweifellos viel spärlicher als zur Blütezeit des Römerreiches. Die hier lebenden Nachkommen der provinzialrömischen Bevölkerung fühlten und nannten sich weiterhin, selbst nach dem Untergang des weströmischen Reiches (476), *Romani*, d.h. Römer, weshalb sie auch in der Frühmittelalterforschung als *Romanen* bezeichnet werden.

Auch in der spätesten Römerzeit und im beginnenden Frühmittelalter dürfte das Zentrum unseres etwa 700 km² grossen Gebietes (vgl. Plan E) wie in den vorangegangenen Jahrhunderten am unteren Ende des Bielersees gelegen haben, in jenem Raum also, wo Aare und Zihl sich vereinigten und Jäissberg und Büttenberg das Seeland vom Aaretal gegen Solothurn hin trennen. Hier liefen weiterhin von Westen, von Avenches und Yverdon her, die Strassen zu Lande wie auch auf den Seen und Flüssen zusammen. Hier zweigte auch bei Biel durch die Taubenlochschlucht eine Verbindungsstrasse zum Birstal und zum Rhein ab. Neue archäologische Entdeckungen lassen vermuten, dass noch im 4. Jahrhundert nur wenige Kilometer nördlich von Petinesca, dem regionalen Vorort zur Blütezeit des Römerreiches, ein neuer Schwerpunkt geschaffen wurde, dem allerdings allem Anschein nach kein langes Leben beschieden war:

In Mett (um 1150 Maches/1305 Mett, von altfrz. *make* bzw. lat. *meta* = Getreidemühle?), nur gute 20 km von Solothurn und – in Luftlinie – 35 km nordöstlich von Avenches, wurde in oder nahe bei einem spätrömischen Friedhof etwa zur Zeit Konstantins des Grossen (306–337) die Grabstätte eines hohen Beamten oder Offiziers des römischen Reiches errichtet (s. den Beitrag VON KAENEL S. 138). Exakt über diesem Grabbau entstand im 5./6. Jahrhundert eine Kirche, die wie die Kirche im Castrum Salodurense (Solothurn) dem Heiligen Stephanus geweiht war (LEHNER 1978). Mit weit mehr Recht als dies kürzlich allein aufgrund der Verkehrslage getan wurde (MARTIN 1975: Karte), darf man jetzt in oder bei Mett, an verkehrsgeschichtlich wichtiger Stelle, einen in spätrömischer Zeit erbauten befestigten Platz, am ehesten ein kleines Kastell, postulieren.

Sogleich stellt sich dabei natürlich einmal mehr die Frage: *Lag einst in Biel ein spätrömisches Kastell?* Einen Entscheid in dieser Streitfrage können nur Ausgrabungen und Funde erbringen. Dass sich aber unter dem Kern der Bieler Altstadt eine spätrömische Befestigung verbirgt und noch ihrer Entdeckung harrt, erscheint uns beim jetzigen Forschungsstand und nach gründlichem Abwägen der bisher dafür vorgebrachten Argumente wenig wahrscheinlich. Allerdings beruht diese Skepsis nur zum kleinsten Teil auf dem Fehlen archäologischer Spuren, ist doch z.B. in Baden AG erst vor kurzem der Rest eines einst recht imposanten Strassen(?)kastells entdeckt worden, von dem niemand etwas wusste.

Die zuletzt von GROSJEAN 1963 für die einstige Existenz eines Kastells in Biel angeführten Argumente sind nicht zwingend. So frappierend der Vergleich zwischen dem Grundriss der Bieler Altstadt um den Ring und den in Form und Grösse scheinbar gleichen Stadtkernen der in spätrömischen Kastellen stehenden Orte Solothurn und Olten auf den ersten Blick ist, muss doch dazu folgendes gesagt werden: Eine Grundrissanalyse sollte die jeweilige topographische Situation und Reliefgestaltung enger einbeziehen. Der glockenförmige Grundriss der beiden Aarekastelle wie auch etwa des an der Saône gelegenen Kastells Cabillonum (Chalon-sur-Saône)

gründet darin, dass diese Befestigungen in der Ebene gelegene Flusskastelle sind, die eine möglichst lange Mauerpartie dem Fluss zuwenden, der jedem einzelnen Schutz und zugleich allen untereinander wichtigste Verbindung war (MARTIN 1979: 108f.). Viel eher nahm man, wie uns dies die Vita des Heiligen Severinus für die an der Donau gelegenen Kastelle im 5. Jahrhundert überliefert, gelegentliche Hochwasser in Kauf als dass man sich vom Wasser, vom Wasserweg und nicht zuletzt vom jeweiligen Flussübergang, dem in der Regel entscheidenden topographischen Element, getrennt hätte. Solothurn, Olten, Chalon usw. waren ja bereits bestehende Städte, als sie ihren überaus rationell gezogenen Mauerring erhielten!

Der Kern der Bieler Altstadt hingegen liegt auf einem «topographisch beherrschenden Kalksinterhügel vor der Römerquelle» (GROSJEAN 1963:8), der gegen Südosten gerichtet ist und von der heutigen 440 m-Höhenkurve recht gut wiedergegeben wird. Dass dieser spornartige Hügel in spätrömischer Zeit wenn nicht an einem schiffbaren Fluss so doch wenigstens an schiffbarem Wasser, d.h. am Bielerseeufer gelegen hätte, ist nach den bei der zweiten Juragewässerkorrektion gemachten Feststellungen wenig wahrscheinlich (MUELLER 1973). Dass er zudem eine dem natürlichen Sporn verkehrt aufgesetzte, glockenförmige Befestigung getragen hätte, ist nach dem oben gesagten gänzlich unwahrscheinlich. Eine Befestigung anderer Gestalt, die vorsichtigerweise nicht a priori abgestritten werden soll, geht hingegen der von GROSJEAN angeführten Argumente wieder verlustig.

Glockenförmige Flusskastelle sind typisch für die Zeit des späteren (?) 4. Jahrhunderts. Nun spricht aber die vor kurzem entdeckte Grabstätte von Mett in nicht geringem Masse dafür, dass in ihrer Nähe und nicht allzuweit weg von der Metter Kirche – Biels Altstadt liegt 2 km von ihr entfernt – ein Kastellbau des früheren 4. Jahrhunderts zu suchen ist. Die in der Kirche zutage gekommenen Ziegel mit dem Stempel der Legio I Martia (JbSGU 61, 1978: 196), die der Zeit des Kaisers Valentinian (364–375) angehören werden (HARTMANN 1977), sprechen dafür, dass auch (?) in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im Raume um Mett militärische Bautätigkeit herrschte.

Schliesslich muss man auch das fast spurlose Verschwinden dieses vom Militär errichteten festen Platzes bedenken. Dieser Umstand spricht *gegen* ein Flusskastell bzw. ein grösseres Kastell wie Solothurn, wo zivile Bevölkerung die «Kontinuität» bis ins frühe Mittelalter garantierte, und weit mehr *für* eine in erster Linie militärische Anlage etwa von der Grösse und Funktion des Kastells bei Irgenhausen ZH (MEYER 1969), das etwa 60x60 m misst und wie etwa das ähnliche Kastell von Schaan FL als typisches Strassenkastell bezeichnet werden darf. Wie in Irgenhausen wird auch in Mett nach dem Abzug des Militärs keine Zivilbevölkerung sich im Kastell niedergelassen haben. Ein solches Kastell könnte noch im frühen Mittelalter zwar nicht mehr als Bau und Siedlungsplatz so doch mit seinem zugehörigen Kastellbezirk (in königlichem Besitz?) einen «Stellenwert» besessen haben, wie dies im Falle von Irgenhausen KLAEUI 1954 nachgewiesen hat. Denn die Kontinuität von spätantiken Grabmal (über eine Grabkapelle?) zur frühmittelalterlichen Stephanskirche in Mett muss von einer Kraft bzw. Institution getragen gewesen sein.

Zu jener Zeit, im 5. und früheren 6. Jahrhundert, war das Seeland nach Südwesten hin orientiert und eng mit den Geschicken der eingangs genannten *Sapaudia*

verknüpft. Diese Landschaft, deren antiker Name im heutigen Savoyen weiterlebt, muss sich vom Genfersee und den im Westen angrenzenden Tälern beidseits der Rhone über die Westschweiz und die benachbarten Jura-Regionen bis nach Yverdon (Castrum Eburodunum) erstreckt haben (MARTIN 1978: Abb. 92). Vielleicht umfasste sie sogar noch das Seeland. Zumindest wird die Gegend rund um den Bielersee und um Solothurn als Nachbarregion im Einfluss- und Interessenbereich der Sapaudia gelegen haben.

Nach ihrer Einquartierung in der Sapaudia waren die Burgunder sprachlich und kulturell sehr rasch romanisiert, da sie nur einen geringen Teil der Gesamtbevölkerung ausmachten. Dank dem im militärischen Auftrag begründeten politischen Einfluss ihrer Grossen, die sich mit der romanischen Oberschicht bald zusammen-taten, vermochten sie aus dem anfänglichen Foederatenverhältnis heraus wieder ein burgundisches Königreich zu errichten, das nach dem Ende des weströmischen Kaisertums im Jahre 476 praktisch selbständig war, auch wenn sich der burgundische König formell weiterhin als «Soldat» und Untertan des im fernen Byzanz residierenden oströmischen Kaisers bezeichnete.

Im späteren 5. Jahrhundert musste sich das Burgunderreich gegen Überfälle und Raubzüge der Alamannen zur Wehr setzen, die damals nach West und Ost nicht ihren Siedlungsraum, wohl aber ihr Herrschaftsgebiet zu erweitern trachteten. Um 470 ist nach neuen Ausgrabungsergebnissen das Kastell Yverdon einem Brand zum Opfer gefallen (KASSER 1978), vielleicht nach einer alamannischen Plünderung. Im Mittelland wie auch in der Burgunderpforte konnten die Alamannen damals jedoch zurückgedrängt werden. Das Seeland und auch das Aaretal bis Solothurn werden fest zum burgundischen Reich gehört haben.

Dafür sprechen bis zu einem gewissen Grad auch ein archäologischer und ein historischer Beleg: Eine für das 5. Jahrhundert charakteristische, im Rhonetal heimische Keramik, die sog. sigillée paléochrétienne grise, ist ausser in Genf und Umgebung auch in den Kastellen Yverdon und Windisch bezeugt (ETTLINGER 1968) und illustriert damit, wie das Aaretal und die Westschweizer Seen mit ihren Wasserwegen die wichtigste Verbindungsachse zwischen den Romanen der Westschweiz und ihren Landsleuten im Seeland und in der Nordwestschweiz bildeten. Am Ende des 5. Jahrhunderts liess die burgundische Prinzessin Sindeleuba Gebeine des Heiligen Victor, der zusammen mit Ursus als Märtyrer auf der Nekropole vor den Toren des Kastells Solothurn beigesetzt war und in einer daselbst errichteten Kirche verehrt wurde, nach Genf überführen (BUETTNER/MUELLER 1967: 16).

5.2. Die fränkische Zeit (nach 532)

Nachdem die Alamannen im Südwesten vom burgundischen Königreich zurückgewiesen worden waren, versuchten sie ihre Herrschaft nach Norden und Nordwesten zu erweitern. Auch hier wurden sie aber, kurz vor 500, vom damals gerade sich bildenden fränkischen Reich geschlagen und auf ihre «Stammlande» in Süddeutschland zurückgedrängt. Eine Generation danach, im Jahre 532, besiegte das sich mächtig ausdehnende Frankenreich auch die Burgunder. Das burgundische Königreich verlor seine Selbständigkeit und wurde ein Teilreich des fränkischen

Staates, der wenige Jahre darauf auch die übrigen Teile der Schweiz unter seine Herrschaft bringen konnte.

Unter der Oberhoheit des von der Dynastie der Merowinger geleiteten fränkischen Staates, der mehr als alle anderen germanischen Reiche auf ehemals römischem Boden die europäische Geschichte geprägt, ja im eigentlichen Sinne begründet hat, begann auch für unser Land eine neue Zeit, die in einigen Bereichen sogleich, in anderen nur langsam spürbar wurde.

Staatliche Änderungen wie Übernahme des Grundbesitzes und der Steuereinkünfte des burgundischen Königtums werden sogleich erfolgt sein, lassen sich jedoch durch Bodenfunde nicht nachweisen. Archäologisch besser greifbar sind Vorgänge und Veränderungen im kulturellen Bereich, im Brauchtum, in der Tracht oder in der Besiedlung, doch gehen diese in der Regel nur langsam und mit Verzögerungen vonstatten (s.u.). Das Seeland und auch die ganze Westschweiz waren fortan viel stärker nach Nordwesten, zum fränkischen Kerngebiet hin orientiert als nach Südwesten zum Rhonetal. Alle Bodenfunde des Seelandes aus nachrömischer Zeit gehören, wie gleich zu zeigen sein wird, ins späte 6. und ins 7. Jahrhundert und damit voll und ganz in die fränkische Epoche.

5.3. Die frühmittelalterlichen Funde des Seelandes (etwa 580–700)

Welches Bild lässt sich anhand der bisher geborgenen Fundstücke vom frühmittelalterlichen Seeland entwerfen? Zwei Besonderheiten kennzeichnen den archäologischen Fundstoff dieser Zeit: Wie anderswo stammt er auch im Seeland fast ausnahmslos aus Gräbern, ist also den Toten als Trachtbestandteil oder Gerät für das Leben im Jenseits belassen oder – was seltener der Fall ist – als eigentliche echte Beigabe, z.B. Geschirr mit Speise und Trank, ins Grab mitgegeben worden. Als zweites ist festzuhalten, dass bisher aus dem im Kartenausschnitt gezeigten Gebiet keine Gräber mit Beigaben bekannt geworden sind, die noch ins 5. oder ins frühere bzw. mittlere 6. Jahrhundert zu datieren wären. Was wir an Funden zurzeit kennen, sind ausnahmslos Grabbeigaben des späten 6. und des 7. Jahrhunderts. Ursache dieser so einseitigen und zeitlich begrenzten Fundüberlieferung ist aber nicht etwa, dass das Seeland erst seit etwa 600 wieder besiedelt worden wäre, sondern der Umstand, dass einerseits seine Bevölkerung vom späteren 4. bis ins spätere 6. Jahrhundert ihren Verstorbenen keine Beigaben mit ins Grab gab und andererseits andere Überreste, insbesondere die damaligen Siedlungen und ihre Funde, dem Archäologen bis jetzt verborgen blieben. Diese Fundleere oder doch Fundarmut teilt das Seeland mit vielen anderen Gebieten Mitteleuropas, deren Bewohner damals ebenfalls – mit Ausnahme etwa der germanischen Oberschicht – beigabenlos zu bestatten pflegten. Erst mit dem Wiederbeginn der Beigabensitte im Verlaufe des 6. Jahrhunderts schwillt überall, so auch im Königreich und späteren Teilreich Burgund und im Seeland, der Fundstoff stetig an. Damit wird uns vom Genfersee bis ins Seeland die Bevölkerung allmählich archäologisch wieder greifbar.

Anders als man lange meinte ist in diesem genannten Gebiet das Fundmaterial der frühmittelalterlichen Gräberfelder nicht etwa den 443 in der Sapaudia einquartierten Burgundern und ihren direkten Nachkommen zuzuschreiben, da diese sich

wie gesagt bald mit der grossen Bevölkerungsmehrheit, den Romanen, vermischten. Was uns in den Funden der fränkischen Zeit, so etwa in den sogenannten «burgundischen» Gürtelschnallen (s.u.) entgegentritt, sind die Sachgüter der grösstenteils von Romanen abstammenden Gesamtbevölkerung des fränkischen Teilreichs Burgund: die «burgundischen» Gürtelschnallen sind in Wahrheit Bestandteile einer für diese Gesamtbevölkerung typischen *romanischen* Gürteltracht (WERNER 1977: 321ff.). Die vielen 'cimetières burgondes' der Westschweiz und auch etliche frühmittelalterliche Friedhöfe des Seelandes bergen demnach – und diese Erkenntnis hat wichtige Konsequenzen – die Überreste der gesamten, aus Romanen und wenigen romanisierten Burgundern bestehenden Bevölkerung des fränkischen Teilreichs Burgund.

Aus dem Seeland und dem angrenzenden Gebiet rechts der Aare kennen wir zurzeit, nebst Fundstellen mit beigabenlosen und darum schwer datierbaren Bestattungen, 22 *sichere Fundorte* (Nrn. 1–22), an denen ein Friedhof oder einzelne Gräber mit Beigaben des späteren 6. und des 7. Jahrhunderts bezeugt sind (vgl. Plan E und Liste S. 159f.). Nur bei wenigen Friedhöfen ist eine grössere Zahl von Gräbern geborgen (Nrn. 5, 7, 13, 15, 18, 19, 20 mit je über 20 Gräbern); keiner ist vollständig untersucht und in seiner Benützungsdauer bestimmt. Falls die in Ried-Mühlehölzli (Nr. 5) freigelegten 100 Bestattungen den gesamten Friedhof bilden und sich über das ganze 7. Jahrhundert verteilen sollten – nur fünf Gräber enthielten Beigaben dieser Zeit, alle anderen waren fundleer –, könnte das zugehörige Dorf etwa 30–40 Personen (ohne Kleinkinder) gezählt haben. Zurzeit lässt sich aber über Bevölkerungsdichte und Siedlungsgrösse nur mutmassen und nichts Gültiges aussagen, zumal wir die Reste der Dörfer noch gar nicht kennen.

Die Toten selbst wurden damals, mit dem Kopf nach Westen und den Füßen gegen Osten gerichtet, in einem Holzsarg oder auf einem Totenbrett beigesetzt; im fortgeschrittenen 7. Jahrhundert wurden von Platten eingefasste und gedeckte oder von Trockenmauern umrahmte Grabstellen beliebt. Sichere Brandbestattungen sind nicht bekannt. Die dem Archäologen so wichtigen Beigaben finden sich im Seeland wie auch in der Westschweiz leider nur in einem kleineren Teil der Gräber, insbesondere in den früheren einfachen Sarggräbern, wogegen die steinumstellten Grabbauten des mittleren und späteren 7. Jahrhunderts sehr oft wiederum keine Beigaben mehr enthalten; nicht selten wurden diese hingegen zur sukzessiven Beisetzung mehrerer Toten verwendet, was natürlich bei einfachen Erdgräbern kaum möglich war.

Unter den Beigaben steht eine Gruppe zahlenmässig und darum auch im Ausagewert an erster Stelle: die *Gürtelschnallen* und die mehrere Metallbeschläge umfassenden *Gürtelgarnituren* aus Eisen. Wie in der Westschweiz stellen sie oft die alleinigen Fundstücke in den Gräbern dar, und wie dort sind auch im Seeland drei Hauptformen zu unterscheiden. Ihre besseren Vertreter sind jeweils mit eintauschierten (d.h. in gravierte Linien eingehämmerten) Metallfäden aus Silber und Messing bzw. mit plattiertem (d.h. auf die aufgerauhte Fläche aufgehämmertem) Silberblech verziert (Abb. 33 und 34).

Für die Männertracht charakteristisch ist die Schnalle vom sog. Typus C mit dreieckigem, länglichem Beschlag, dessen Kanten meist profiliert sind; bei dreiteiligen Garnituren (Abb. 33.1) tritt ein symmetrisches Gegenbeschlag und eine am

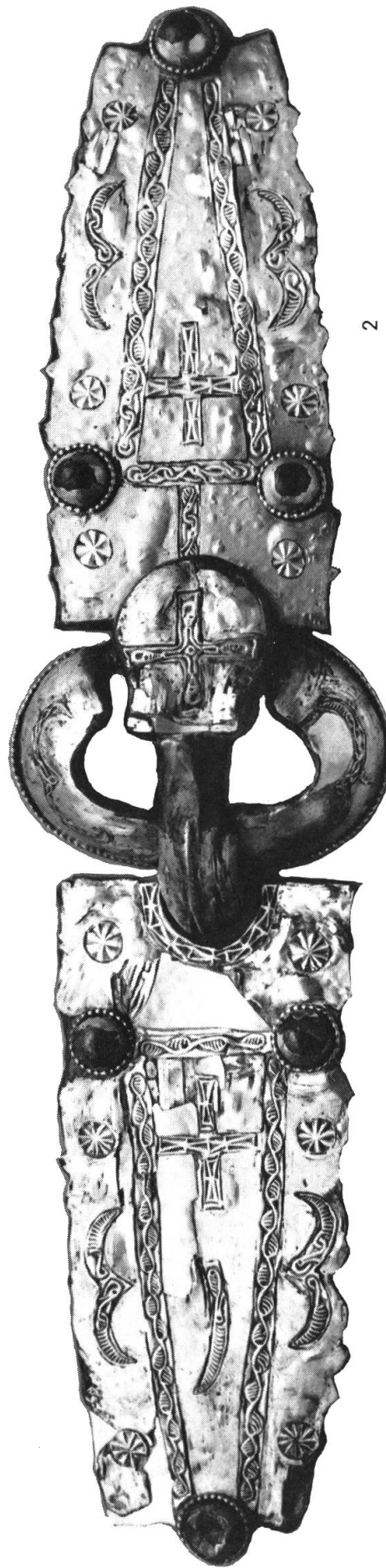


Abbildung 33 *Gürteltracht des Mannes* (romanisch und alamannisch) im 7. Jahrhundert. Tauschierte Gürtelgarnituren (Typus C) aus Erlach, Grab 38 (1) und Lyss-Sonnhalde (2). M 1:2. Bern, BHM. Foto Museum.

Rücken unmittelbar über der Wirbelsäule am Gürtel angenietete Rückenplatte hinzu, an der die Gürteltasche des Mannes befestigt war. Gürtel dieses Typs, die man fälschlicherweise auch schon für typisch alamannisch gehalten hat, waren im 7. Jahrhundert im gesamten Merowingerreich verbreitet und wurden sowohl in den fränkischen Kerngebieten und im burgundischen Teilreich als auch von den Alamannen, Thüringern und Bajuwaren getragen (MARTIN 1971: 44ff.). Dass es mannigfache, im Beschlägumriss und in der Dekoration unterschiedliche Varianten gibt, geht auf die modische Entwicklung und auf verschiedene Werkstätten zurück, die noch nicht genau lokalisiert sind. Dies gilt auch für die aus dem Seeland bekannten Beispiele.

Die von den Frauen getragenen Gürtelschnallen vom Typus A und B (Abb. 34) waren hingegen nur in einem bestimmten Gebiet Mode: Der ältere, im früheren 7. Jahrhundert beliebte Typus B (Abb. 34.1) mit meist grossem, rechteckigem Schnallenbeschläg, das zuweilen durch ein rechteckiges Gegenplättchen ergänzt wurde, ist charakteristisch für die Frauentracht des ehemaligen Königreichs Burgund, das mit seinen Grenzen und auch mit seiner kulturellen Eigenständigkeit und Entwicklung noch im fränkischen Teilreich Burgund des 7. Jahrhunderts stark fortlebte.

Vorläufer dieser B-Schnallen waren die bekannten Bronzeschnallen mit christlichen Darstellungen (Daniel in der Löwengrube, Oranten usw.) auf rechteckigem Beschläg, die aber bisher im Seeland nicht belegt sind. Die Mode der B-Gürtel war gegen Osten (vgl. Plan E) bis in die Umgebung von Solothurn, im Norden bis zur Burgunderpforte verbreitet. Das Seeland bildete demnach mitsamt dem linken Aareufer bis Solothurn die Grenzzone eines wohl kaum nur in der Tracht, sondern auch in manch anderem eigenständigen Kulturkreises.



Es ist darum bemerkenswert, dass noch vor der Mitte des 7. Jahrhunderts die tonangebenden Frauen der Burgundia anstelle der einheimischen, in antiker Tradition stehenden Gürtel die reichsfränkische Gürteltracht vom Typus A übernahmen. Für diesen in Nordfrankreich entwickelten Typus war eine Gürtelschnalle mit trapez- oder zungenförmigem Beschlag und symmetrischem Gegenbeschlag charakteristisch (Abb. 34.2). Der modischen Entwicklung gemäss wurden diese Gürtelplatten nun mit Silberblech flächig belegt, wirkten also weniger durch ihre Dekoration als durch den Belag. Noch zu ihrer Modezeit lässt die Beigabensitte wiederum spürbar nach, weshalb auch aus dem Seeland weniger A-Garnituren als B-Schnallen vorliegen. Beide Formen wurden übrigens östlich von Solothurn nicht getragen: «Grenzorte» gegen Osten waren nach den bisherigen Funden beim B-Typus Biberist und Zuchwil SO, beim jüngeren A-Typus Oberdorf SO.

Zum weiblichen Schmuck gehörten ferner auch *Halsketten* mit Perlen aus Glas und Bernstein (Abb. 35.1), der von weither importiert wurde und darum teuer war. Die mannigfachen und weiträumig verbreiteten Arten der Glasperlen waren in der Regel nur wenige Jahrzehnte in Mode, weshalb sie heute zur genauen Datierung der Frauengräber besonders geeignet sind.

Zwei Scheibenfibeln aus Erlach Grab 11 (Abb. 35.2) und aus Grenchen repräsentieren einen Typ von *Fibeln* (Gewandverschlüsse), der nur in der Westschweiz und im angrenzenden französischen Jura heimisch war (MARTIN 1978: Abb. 98). Kennzeichnend für ihn ist ein mit christlichen Motiven (Kreuz zwischen Vögeln) oder mit Flechtbandschlingen dekoriertes, vergoldetes Zierblech mit eingelegten «Steinen», d.h. Glaskalotten von blauer, grüner und weisser Farbe. Scheibenfibeln wurden, paarweise oder einzeln getragen, gegen Ende des 6. Jahrhunderts im ganzen Merowingerreich in vielen verschiedenen Varianten beliebt.

Andere, vom weiblichen Geschlecht getragene und mitunter ins Grab mitgenommene Schmucksachen waren *Fingerringe*, *Armringe* und *Ohrringe* (Abb. 35.3).

Von einigen Friedhöfen unseres Gebiets sind Männergräber bekannt, die nicht nur den bereits erwähnten typischen Männergurt des 7. Jahrhunderts enthielten, sondern noch andere, dem männlichen Geschlecht eigene Gegenstände wie *Waffen* (Abb. 37 u. 38) oder die am Rücken getragene *Gürteltasche mit Gerät*. Allerdings führen uns gerade der 100 Gräber zählende Friedhof von Ried-Mühlehölzli (Nr. 5), aus dem keine einzige Waffe zum Vorschein kam, und die 50 Gräber von Erlach (Nr. 7), die ein einziges Schwert ergaben, deutlich vor Augen, wie das männliche Geschlecht noch weniger als das weibliche mit Beigaben bestattet wurde. Umso beachtlicher ist, dass aus den etwa 100 Gräbern von Pieterlen (Nr. 18) vier einschneidige Schwerter (Skramasax), ein zweischneidiges Langschwert (Spatha) und ein Kampfspeer (Ango, Abb. 37.4 u. 5) geborgen wurden. Eine ähnlich oder noch stärker ausgeprägte Beigabe von Waffen ist sonst in unserem Gebiet nur rechts der Aare üblich gewesen, so etwa in Lyss (Nr. 11 und 12), wo bisher aus offenbar weniger als 100 Gräbern sechs Saxe, eine Spatha und zwei Lanzen spitzen (Abb. 37.1–3) bezeugt sind.

◀ Abbildung 34 Gürteltracht der Frau (romanisch) im 7. Jahrhundert. Tauschierte Gürtelschnalle (Typus B) aus Leuzigen (1) und plattierte Gürtelgarnitur (Typus A) aus Pieterlen-Kirche, Grab 55/56 (2). M 1:2. Bern, BHM. Foto Museum.



Abbildung 35 *Schmuck einer romanischen Frau um 600. Halskette aus Glas- und Bernsteinperlen (1), vergoldete Scheibenfibel (2), Bruchstück eines Ohringes (3) und Gürtelschnalle (4). Erlach, Grab 11. M 2:3. Bern, BHM. Foto Museum.*

In der Gürteltasche führten die Männer vor allem das aus Feuerstein und -stahl bestehende Feuerzeug und Ahlen mit sich, manchmal auch das Messer, sofern dieses nicht in einem an der ledernen Saxscheide aufgenähten Etui steckte.

Nur in wenigen Friedhöfen kamen bisher Gegenstände zum Vorschein, die im Frühmittelalter einer wohlhabenden sozialen Oberschicht vorbehalten waren: z.B. *Glasgefäße* in Kallnach (Abb. 36), Leuzigen und Pieterlen sowie *Reitsporen* in Lyss. Nur aus Pieterlen sind ferner, aus den offensichtlich nur noch unvollständig oder beraubt aufgefundenen Gräbern 14 (mit Spatha) und 63a, ein Ango (s.o.) und ein *Reitgeschirr* überliefert, die beide nur einflussreichen Männern zustanden.



Abbildung 36 *Trinkbecher aus Glas*. Aus einem Grab von Kallnach. M 1:1. Bern, BHM. Foto Museum.

Auch reich mit Silber verzierte Gürtelgarnituren (Abb. 33 u. 34) waren wahrscheinlich nur einer wohlhabenden Oberschicht erschwinglich, dürften sie doch erheblich teurer gewesen sein als nicht oder schlecht verzierte Gürtel.

5.4. *Die archäologischen Funde vor dem Hintergrund der Ortsnamen*

Dass das Seeland und seine Nachbarschaft während des frühen Mittelalters und selbst zur Zeit, als es mitten im fränkischen Reich lag, Abschnitt einer von der Burgunderpforte über den Jura bis in den Raum um Bern reichenden «Grenzzone» war, wurde bereits angetönt. Ein Vergleich der archäologischen Ergebnisse mit den überlieferten Ortsnamen ergibt dafür weitere Anhaltspunkte, die sehr willkommen sind.

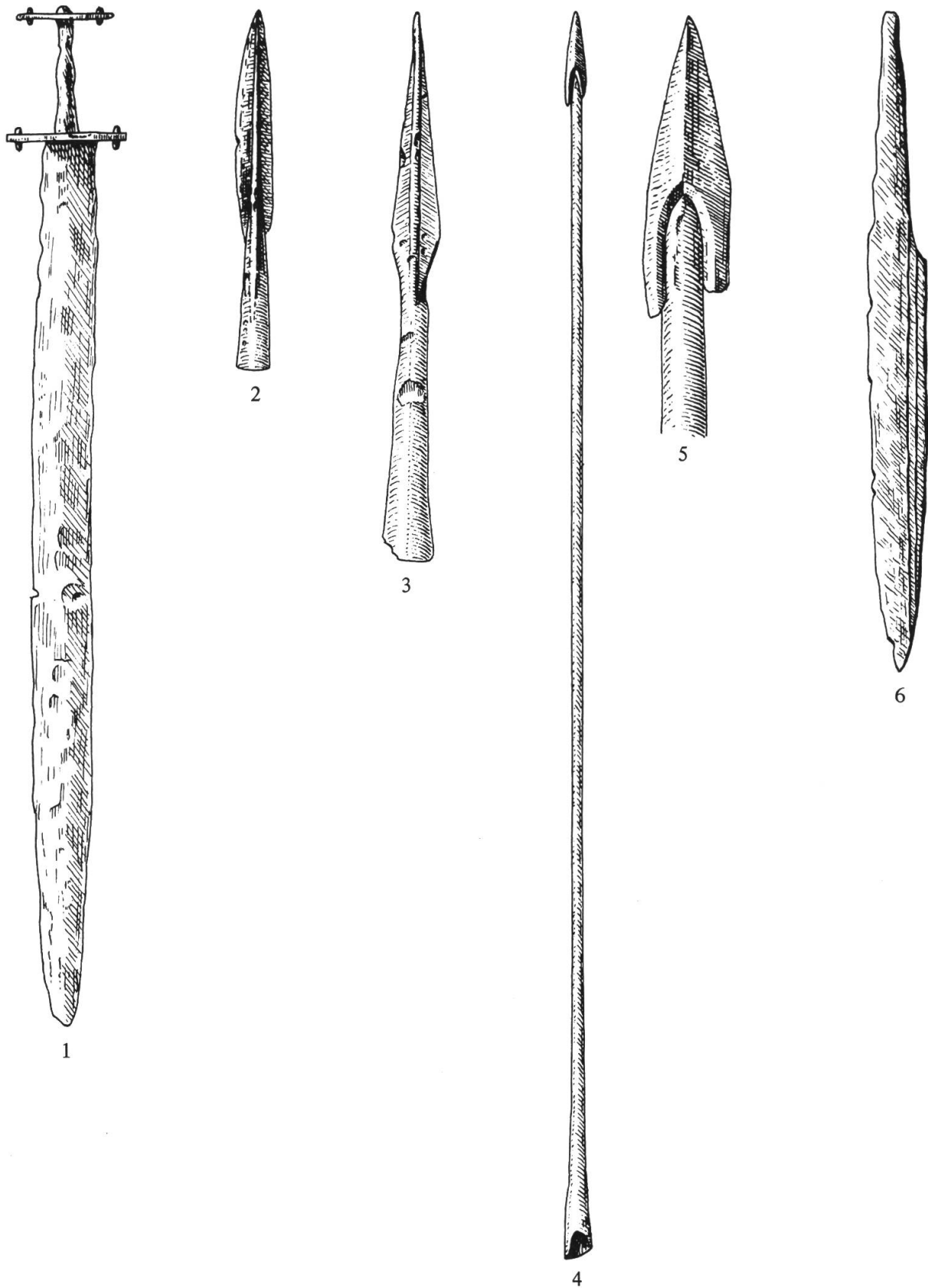


Abbildung 37 *Frühmittelalterliche Waffen aus dem Seeland*: 1. Langschwert (Spatha). 2 und 3. Lanzenspitzen. 4 und 5. Wurfspeer (Ango). 6. einschneidiges Schwert (Sax). Alle M 1:6. Nr. 1–3 Lyss-Kirchhubel. Nr. 4 und 5 Pieterlen-Totenweg. Nr. 6 Mörigen. Nr. 1–5 Bern, BHM. Alle Zeichnungen nach TSCHUMI 1953. Umzeichnung A. Nydegger.



Abbildung 38 Zwei germanische Krieger. Ausschnitt aus einem Zierband (aus getriebenem Bronzeblech) eines eisernen Helmes, gefunden in einem reich ausgestatteten Schiffsgrab von Vendel in Uppland (Schweden), um 600.

Die beiden gut gerüsteten Männer tragen einen Helm mit Vogelkopfaufsatz und ein in der Scheide stekendes Langschwert (Spatha), das an einem über die rechte Schulter geführten Schwertgurt hängt. Sie halten in der Rechten die Lanze mit nach unten gerichteter Spitze, in der Linken den Rundschild; auf diesem sind die Niete und zentralen Buckel (Schildbuckel) zu erkennen, mit denen die rückseitig im Schild eingelassene Handhabe befestigt und geschützt war. Nach H. Stolpe und T.J. Arne, *La nécropole de Vendel* (Stockholm 1927).

Denn das Bild, das die bisher geborgenen Grabfunde vom frühmittelalterlichen Seeland zeichnen, ist noch ohne feste Konturen und wird erst vor dem Hintergrund der Ortsnamen (vgl. Plan E) deutlicher.

Zwischen Jurafuss und Aare überwiegen unter den Ortsnamen bei weitem die *romanischen Ortsnamen*, die aus Wörtern und Namen der keltischen und lateinischen Sprache gebildet sind. Als Beispiele seien genannt: Erlach (1185 Erilacho), aus *praedium Caerelliacum, Gut des Cerellius, oder Grenchen (1131 Granechum), aus *granica, Scheune, Speicher.

Die *Ortsnamen germanischer Herkunft*, darunter vor allem die auf -ingen und -inghofen/-kofen endenden Namen, zu denen etwa Radelfingen und Kosthofen zählen, bilden zusammen mit den zahlreichen Ortsnamen auf -wil, z.B. Walterswil, eine zweite Namengruppe, die sich – von wenigen, gruppenweise beisammenliegenden Aussprengseln zwischen Lyss und Bielersee sowie um Biel abgesehen – nur östlich der Aare finden, wo hinwiederum romanische Ortsnamen sehr selten sind (vgl. Plan E).

In anderen Teilen der deutschen Schweiz lässt sich nachweisen, dass die -ingen-Orte einer ältesten oder doch älteren Phase der germanischen Besiedlung (etwa 6. und früheres 7. Jahrhundert) angehören, wogegen Orte mit der Namenendung -hofen/-kofen und -wil erst später (7./8. Jahrhundert) entstanden sind, von noch jüngeren Bildungen bei beiden Kategorien abgesehen. Auch in unserem Gebiet finden sich die -ingen-Orte Radelfingen, Bütigen, Dotzigen und Leuzigen im Aaretal, in unmittelbarer Nähe von Orten romanischen Namens; Aetigen schliesst an eine an der unteren Emme verbreitete Gruppe von -ingen-Orten an. Die jüngeren Orte auf -hofen und -wil, in den höhergelegenen Nebentälern und auf dem Bucheggberg, repräsentieren dagegen die jüngere Siedlungsphase des sogenannten Landausbaus. In dieser Zeit wurden den Bestattungen bereits nur noch selten – z.B. in Kosthofen (Nr. 14) – Beigaben mitgegeben.

Wie ein Vergleich zwischen den beiden Plänen D und E zeigt, wurde erst zur Zeit des Landausbaus die Ausdehnung der römerzeitlichen Siedlungsfläche wieder erreicht. Die Gruppe der romanischen Namen, insbesondere die durch Erlach (**praedium Caerelliacum*), Gaicht (**praedium Gaudiacum*), Epsach (**praedium Abidiacum*) usw. vertretene typischste Namenform römerzeitlicher Siedlungsplätze (sog. -acum-Namen), verdankt ihre Überlieferung bis ins frühe Mittelalter und bis in die heutige Zeit der Tatsache, dass im Areal der so benannten Siedlungen seit der Römerzeit immer gewohnt und gearbeitet wurde. Jedenfalls kann in diesen am See und längs den alten Verkehrsadern aufgereihten Orten ein allfälliger Unterbruch der Besiedlung, der in den unsicheren Zeiten des 3. bis 5. Jahrhunderts vereinzelt eingetreten sein mag, nie so lange gedauert haben, dass er wie rechts der Aare die alten römerzeitlichen Namen der Vergessenheit hätte anheimfallen lassen.

Im Dreieck zwischen Aare und unterer Emme kann dagegen nach dem Zeugnis der Ortsnamen und der Grabfunde erst im Laufe des 7. Jahrhunderts eine dichtere Besiedlung, durch eine deutsch sprechende Bevölkerung, eingesetzt haben. Damals wurde die (alte) Aare zwischen Kallnach und Solothurn im grossen Ganzen zur sprachlichen und kulturellen Grenze zwischen den ein spätes Latein sprechenden, christlichen Romanen und deutsch sprechenden, noch weitgehend heidnischen Alamannen. Am Bielersee und links der Aare trugen die romanischen Frauen wie ihre Schwestern in der Westschweiz einen mit prunkvollen Beschlägen geschmückten und darum zweifellos sichtbar getragenen breiten Gürtel. Rechts der Aare und vielleicht auch in den «Exklaven» am unteren rechten Bielerseeufer lebten Frauen in alamannischer Tracht, zu der während des ganzen Frühmittelalters ein schmaler, vom Kleid verdeckter Gürtel gehörte, der bestenfalls mit einer beschläglosen Gürtelschnalle aus Eisen oder Bronze verschlossen wurde. Von diesen Alamanninnen werden sich aber die einheimischen Frauen des Seelandes nicht nur durch ihr wichtigstes Trachtstück, den Gürtel, unterschieden haben, sondern sicher durch vieles

andere mehr, durch anderen Schnitt der Kleidung, durch andere Frisuren usw., doch wissen wir davon heute noch kaum etwas. Die alamannischen Männer schliesslich besaßen oder zumindest nahmen häufiger Waffen mit ins Grab als die Romanen.

So wie etwa die heutige Sprachgrenze wird man sich aber auch diese «Grenze» zwischen Romanen und Alamannen nicht so scharf gezogen denken dürfen. Ausnahmen und Vermischungen werden auf beiden Seiten, die sich ja nicht «Gewehr bei Fuss» gegenüberstanden, in zunehmendem Masse vorgekommen sein. Man darf sich jedoch fragen, ob die erst aus viel späterer Zeit überlieferte Grenze zwischen den Bistümern Lausanne und Konstanz, die bis unterhalb von Solothurn der Aare folgt, nicht nur diese kulturelle Grenze spiegelt und somit ins 7. Jahrhundert zurückgeht, sondern ob sie nicht auch – wenigstens zeitweise – mit einer internen Verwaltungsgrenze des Merowingerreiches zusammenfiel, am ehesten mit der 561 geschaffenen Grenze zwischen den fränkischen Amtsbezirken des *dux ultrajordanus* und des *dux Alamannorum* (vgl. zu diesen KELLER 1976: 3ff.).

Die viel diskutierte Schlacht bei Wangas (Wangen bei Olten oder Wangen a.d. Aare) im Jahre 610 geht nach der heutigen Ansicht der Historiker auf interne Streitigkeiten zwischen den Machthabern dieser beiden Reichsgebiete zurück und bezeugt nicht etwa, dass damals der Stamm der Alamannen im Krieg mit den Romanen der Westschweiz und des Seelandes gestanden hätte (KELLER 1976: 10). Reibereien zwischen den Romanen und den durch andere Sprache und Religion doch fremden Alamannen mögen, wie dies heute noch bei sprachlich und konfessionell verschiedenen Volksgruppen nicht ungewöhnlich ist, durchaus vorgekommen sein. Auch dürften darin gegründete Ressentiments für Machtkämpfe um grössere Positionen eingespannt worden sein.

In seinen Untersuchungen zur Entstehung der Sprachgrenze am Bielersee konnte WEIGOLD 1948: 153 bekanntlich zeigen, dass «die Verdeutschung des linken Bielerseeufers bis auf die Höhe von Twann sich im 9. und 10. Jahrhundert vollzogen hat. Eine alamannische Minorität war allerdings schon früher, kaum aber vor dem beginnenden 8. Jahrhundert hier ansässig»; Ligerz, westlich von Twann, sei hingegen sprachlich bis ins 16. Jahrhundert ganz romanisch, d.h. französisch geblieben. In seinem Werk über die Ortsnamen zwischen Aare und Saane weist GLATT-HARD 1977: 113 überzeugend nach, dass die romanischen Namen Zihl, Kallnach und Kerzers als erste im 5./6. Jahrhundert (Zihl, 817 Tela) bzw. im 7./8. Jahrhundert (Kallnach, 1231 Calnachon; Kerzers, 926 Chartres-villa) durch die sogenannte zweite hochdeutsche Lautverschiebung umgeformt und fest in die deutsche Sprache übernommen worden sein müssen und dass demnach «der erste frühe alemannische Vorstoss vermutlich dem östlichen Bielersee entlang ging bis zum Zusammenfluss von Saane und Aare Wiederum bestätigt diese frühalemannische Siedlungsfläche, dass die alemannischen Kolonisten sich im fruchtbaren galloromanischen Siedlungsland niedergelassen haben. Wenn man die Siedlungspunkte betrachtet, so wird man an das punktweise Sich-Niederlassen der Kolonisten inmitten der romanischen Einwohnerschaft erinnert. Die alemannische Siedlung rückte nicht planmässig auf breiter Front vor. Es gab . . . keine exakte Grenze zwischen beiden Volkstümern. Wir haben vielmehr ein In- und Nebeneinandersiedeln beider Volks- und Sprachgruppen vor uns. Wenn sich auch eine romanisch-alemannische Symbiose

abzeichnet, so ist andererseits zu betonen: die beiden Namensschichten der (durch die genannte Lautverschiebung des 5.–8. Jahrh., M.M.) verschobenen und unverschobenen Lautmerkmale vermögen trotz allen Bedenken eine gewisse grossflächige Gliederung des Namenbestandes zu zeigen. Die verschobenen Namen sind an den Flussläufen der Aare zu finden. Westlich davon, z.B. von *Kallnach* und *Kerzers*, ist kein verschobener Name mehr zu finden. Dies bedeutet, dass die alemannischen Siedler jene Gebiete erst später erreicht haben werden. Damit hebt sich als wichtige Streuungsgrenze die Aare ab. Der *Aarelauf* scheint – nach dem lautlichen Zeugnis der Lautverschiebung – eine *frühe alemannisch-romanische Kontaktzone des 8. Jahrhunderts* gebildet zu haben.»

GLATTHARDS Untersuchungen stützen die Ansicht, dass die alamannische Besiedlung kaum je in nennenswerter Intensität über die heutige Sprachgrenze nach Westen gereicht hat. Von den Belegen, die von der Forschung dafür ins Feld geführt wurden (GLATTHARD 1977: 380), scheiden jedenfalls die «alamannischen» C-Beschläge des 7. Jahrhunderts im Seeland und in der Westschweiz gänzlich aus, da dieser Gürteltyp im ganzen Merowingerreich vorkommt (s.o.). Der archäologische Befund spricht vielmehr dafür, dass sich wohl bereits im 7. Jahrhundert im Aaretal von Solothurn bis Kallnach eine lockere und nicht durchgehende «Grenzzone» zwischen romanischer und alamannischer Bevölkerung herausgebildet hat. Dass sich in diesem Gebiet Alamannen schon vor 600 angesiedelt hätten, ist nach dem derzeitig bekannten Fundstoff nicht anzunehmen.

5.5. Schluss

Da das Seeland wie die übrigen Gebiete der Schweiz seit den 530er Jahren dem fränkischen Reich angehörte, spielten sich die geschilderten Siedlungsvorgänge und alle anderen Ereignisse im Seeland und in angrenzenden Landschaften im Innern des Frankenreiches ab. Dies darf nicht vergessen werden, wenn man die Resultate der Archäologie und die historischen Quellen richtig verstehen will. Auch im Seeland ist indessen diese politische Herrschaft archäologisch kaum nachzuweisen, da sie wie anderswo nicht von einer umfangreichen Ansiedlung von Franken begleitet war. Bisher sind erst aus dem Friedhof von *Pieterlen* (Nr. 18) Funde bekanntgeworden, die mit der fränkischen Verwaltung zusammengebracht werden könnten: im dortigen Grab 63a, das nicht ungestört angetroffen wurde, war aufgrund des mitgegebenen Angos, einer typischen Waffe des fränkischen Heeres, offenbar ein Angehöriger der fränkischen Truppe oder Verwaltung bestattet. Auch die für das Gebiet links der Aare ungewöhnlich häufige Mitgabe von Waffen an sich im Gräberfeld (s.o.) könnte hier auf fränkischen Brauch zurückgehen. Der Ort selbst, dessen noch nicht sicher gedeuteter Name 1228 frz. *Perla*, 1255 deutsch *Pieterlo* lautet, liegt an der wichtigen Verbindungsstrasse zwischen dem *Castrum Salodurense* und dem noch zu entdeckenden Kastell in Mett, nur etwa 6 km von diesem entfernt. Seine Pfarrkirche, die wegen der in ihrem Innern aufgefundenen, einst reich ausgestatteten Doppelgräber 55/56 (Abb. 34.2) und dem danebenliegenden Kindergrab 54 (mit Glasbecher wie Abb. 36) spätestens im mittleren 7. Jahrhundert – am Rande des Friedhofs – errichtet wurde, ist, wie übrigens auch die Kirchen von Kerzers und

Twann, dem fränkischen Nationalheiligen, St. Martin, geweiht. Friedhof und Kirche liegen erhöht über der Siedlung, was für fränkische Gebiete typisch ist, allerdings natürlich auch sonst und in anderen Gebieten vorkommen kann. Dennoch lässt sich sagen, dass ausser den vom fränkischen Staat weitergeführten Zentren wie Solothurn, Mett (?) und Avenches beim jetzigen Forschungsstand am ehesten noch Pieterlen als Ort gelten darf, der mit der fränkischen Verwaltung und Herrschaft in einer bestimmten Funktion verbunden war.

Das frühe Mittelalter wurde früher, in zu dramatischer Weise, gerne als «Völkerwanderungszeit» bezeichnet. Ein wichtiges Kennzeichen dieser von der Römerzeit zum Mittelalter überleitenden, aber doch selbständigen Epoche war der Aufbau neuer, von germanischen Königen und Adligen gegründeter Staatswesen auf dem Boden des ehemaligen römischen Imperiums, überall jedoch ausgehend von den noch bestehenden Zentren des spätrömischen Reiches und immer gestützt auf dessen oft allerdings nur noch bruchstückhaft funktionierende Institutionen. Am frühesten und am umfassendsten wurde diese Symbiose im fränkischen Reich vollzogen. Diesem Vorsprung verdankte es die führende Rolle und Vorherrschaft im frühmittelalterlichen Europa. Diese Kraft hat auch im Seeland seit dem mittleren 6. Jahrhundert die Geschehnisse der hier wohnenden Römer, und dann seit den Jahrzehnten um 600 die der hier zuwandernden alamannischen Bevölkerungsgruppen bestimmt und ihre Lebensweise, Kultur und Religion mitgeprägt.

Demgegenüber blieb die vorangegangene Zeit des burgundischen Reiches im Seeland eigentlich nur eine Episode, allerdings in historisch bedeutsamer Zeit, als das römische Reich im Westen unterging und sein letzter Kaiser, Romulus Augustus, im Herbst des Jahres 476 vom Anführer der germanischen Söldnertruppen in Italien auf ein Landgut bei Neapel in Pension geschickt wurde, mit einer Jahresrente von 6000 Goldmünzen!

Liste der in Plan E eingetragenen Fundstellen mit beigabeführenden Gräbern des Frühmittelalters:

Kt. Neuenburg

- 1 *St-Blaise* – «Sur Vignier»: VOUGA 1943: 236. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 214
- 2 *Cressier* – «Aux Bois»: VOUGA 1943: 217
- 3 *Le Landeron* – «Bel-Air»: VOUGA 1943: 225. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 212

Kt. Freiburg

- 4 *Galmiz* – «Gassenfeld»: SCHWAB und SPYCHER 1977: 19. – JbSGU 61, 1978: 217
- 5 *Ried* – «Mühleholzli»: SCHWAB und SPYCHER 1977: 16–18. – JbSGU 61, 1978: 223

Kt. Bern

- 6 *Gals*: TSCHUMI 1953: 226. – JbSGU 46, 1957: 150. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 211
- 7 *Erlach* – «Totenweg»: TSCHUMI 1953: 221. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 211. – MARTIN 1971: 52
- 8 *La Neuveville*: TSCHUMI 1953: 308
- 9 *Twann*: TSCHUMI 1953: 380. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 214

- 10 *Mörigen*: TSCHUMI 1953: 292. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 70, 213 (ebd. angegebene Korr. hinfällig)
- 11 *Kallnach*: TSCHUMI 1953: 255. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 212
- 12 *Lyss* – «Sonnhalde»: TSCHUMI 1953: 278. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 213
- 13 *Lyss* – «Kirchhubel»: TSCHUMI 1953: 279. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 213
- 14 *Grossaffoltern* – Kothofen: TSCHUMI 1953: 231
- 15 *Biel-Mett*, Kirche St. Stephan: Neufunde 1975/76. Vgl. jetzt LEHNER 1978
- 16 *Büetigen*: TSCHUMI 1953: 213
- 17 *Diessbach* – «Allmend»: DE BONSTETTEN 1876: 14
- 18 *Pieterlen* – «Totenweg» und Kirche St. Martin: TSCHUMI 1953: 324. – ANDRIST und HUG 1957. – JbBHM 35/36, 1955/56: 267ff; 37/38, 1957/58: 191f. – JbSGU 47, 1958/59: 207; 48, 1960/61: 196f. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 213
- 19 *Leuzigen* – «Türner»: TSCHUMI 1953: 273ff. – JbBHM 27, 1947: 37f.; 30, 1950: 90f. – JbSGU 39, 1948: 71; 41, 1951: 122f., 137f.; 42, 1952: 103; 44, 1954/55: 128

Kt. Solothurn

- 20 *Grenchen* – «Eichholz»: MEISTERHANS 1890: 149. – HEIERLI 1905: 29. – JbSGU 11, 1918: 84; 12, 1919/20: 134; 14, 1922: 99
- 21 *Grenchen* – nördlich der Kirche St. Eusebius: MEISTERHANS 1890: 148. – HEIERLI 1905: 29. – JbSGU 4, 1911: 205. – Jahrb. Solothurn. Gesch. 23, 1950: 168. – MOOSBRUGGER-LEU 1967: 211
- 22 *Bettlach* – «Kastels»: HEIERLI 1905: 18

Die vorige Liste nennt jeweils die wichtigste Literatur, in der auch die weiteren und älteren Veröffentlichungen angeführt sind. Für frdl. Hilfe bei der Zusammenstellung der solothurnischen Fundstellen danke ich E. Müller, Solothurn.

6. Literaturverzeichnis

ALLGEMEINE DARSTELLUNGEN UND FUNDSTATISTIK

- BLOESCH, C.A., 1855: Geschichte der Stadt Biel und ihres Panner-Gebietes. Biel: Verlag M. Gassmann.
In der Beilage befindet sich der «Situations-Plan keltischer, römischer und mittelalterlicher Niederlassungen im Seelande» nebst Erläuterungen von Oberst F. Schwab.
- DE BONSTETTEN, G. et al., 1876: Carte archéologique du Canton de Berne. Genf/Basel/Lyon.
- JAHN, A., 1850: Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben . . . Bern und Zürich (Reprint Bern 1967).
- JbBHM: Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern, Bern.
- JbSGU: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Frauenfeld/Basel.
- ISCHER, Th. 1928: Die Pfahlbauten des Bielersees. Heimatkundliche Monographien 4. Biel: Verlag Heimatkundekommission Seeland.
- LUEDI, W., 1935: Das Grosse Moos im westschweizerischen Seelande und die Geschichte seiner Entstehung. Veröffentlichungen des Geobotanischen Institutes Rübel in Zürich, Heft 11. Bern.
- OSTERWALDER, Chr., 1977: Die ersten Schweizer. Eine archäologische Entdeckungsreise durch die Geschichte eines Volkes. Bern/München: Scherz Verlag.
- SCHWAB, H., 1973: Die Vergangenheit des Seelandes in neuem Licht. Freiburg: Universitätsverlag.
- SCHWAB, H., 1974/75: Das Murtenbiet in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Freiburger Geschichtsblätter 59: 22–43.
- TSCHUMI, O., 1953: Urgeschichte des Kantons Bern, Einführung und Fundstatistik bis 1950. Bern: Verlag H. Huber.
- UFAS 1–6: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz. Basel: Verlag Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte.
- Band 1, 1968: Die Ältere und Mittlere Steinzeit
- Band 2, 1969: Die Jüngere Steinzeit
- Band 3, 1971: Die Bronzezeit
- Band 4, 1974: Die Eisenzeit
- Band 5, 1975: Die römische Epoche
- Band 6, 1979: Das Frühmittelalter
- VOGT, E., 1972: Urgeschichte, Handbuch der Schweizer Geschichte, Bd. 1. Zürich: Verlag Berichthaus: 29–52.

ARCHÄOLOGISCHE FORSCHUNGEN IM SEELAND

- BANDI, H.-G., 1967: Albert Jahn, ein hervorragender Förderer der Bernischen Altertumsforschung im 19. Jahrhundert. Schriften der Historisch-Antiquarischen Kommission der Stadt Bern 3, Bern.
- BOURQUIN, W., 1943: Die urgeschichtlichen Museen der Schweiz und die Sammlung Schwab in Biel. Biel: Museum Schwab: 1–35.
- BOURQUIN, W., 1954: Oberst Friedrich Schwab und die Schweizerische Pfahlbauforschung. Bielersee-buch des Vereins Bielerseeschutz: 1–27.
- VON KAENEL, H.-M., 1979: Frühe Pfahlbauforschung am Bielersee. Archäologie der Schweiz 2 (Heft 1): 20–27.
- MOSER, M., 1975: Eugen Schmid, Bendicht Moser. Büren: Hornerblätter: 2–28.
- PETER, A., 1922: Die Juragewässerkorrektion. Bern: Buchdruckerei E. Horat.

DAS SEELAND ALS STEINZEITLICHER LEBENSRAUM

- AMMANN, B. et al., 1977: Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann 3: Der bronzezeitliche Einbaum und die nachneolithischen Sedimente. Bern: Staatlicher Lehrmittelverlag.

- ANDRIST, D., 1944: Urzeitliche Wanderfischer im Bürenamt. Büren: Hornerblätter: 24–32.
- ANDRIST, D., 1951: Die Steinbeil-Leute im Bürenamt. Hornerblätter: 3–9.
- DUBOIS, A., STEHLIN, H.G., 1933: La Grotte de Cotencher, station moustérienne. Mémoires de la Société Paléontologique Suisse 52/53, Basel.
- EGLOFF, M., 1965: La Baume d'Ogens, gisement épipaléolithique du plateau vaudois. JbSGU 52: 59–66.
- EGLOFF, M., 1966/67: Les gisements préhistoriques de Baulmes. JbSGU 53: 7–13.
- FURGER, A.R., et al., 1977: Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann 1: Vorbericht. Bern: Staatlicher Lehrmittelverlag.
- HANTKE, R., 1978: Eiszeitalter. Die jüngste Erdgeschichte der Schweiz und ihrer Nachbargebiete, Bd. 1. Thun: Verlag Ott AG.
- JÉQUIER, J.-P., 1975: Le Moustérien alpin. Révision critique. Cahiers d'archéologie romande 2 (= Eburodunum 2), Yverdon.
- MARTIN-KILCHER, S. (Hrsg.), 1979: 125 Jahre Pfahlbauforschung. Sondernummer Archäologie der Schweiz 2 (Heft 1): 1–64.
- ORCEL, A., 1978: Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann 4: Analyse archéologique des sédiments. Bern: Staatlicher Lehrmittelverlag.
- PORTMANN, J.-P., 1974: Pleistocène de la région de Neuchâtel (Suisse) I. Aperçu bibliographique. Bulletin de la Société neuchâteloise de Géographie 54: 69–90.
- SCHMALZ, K.L., 1974: Naturschutz im Amt Erlach. Aus der Geschichte des Amtes Erlach. Biel: 15–44.
- SCHWAB, H., 1965: Archäologische Entdeckungen im Kanton Freiburg. Freiburg: Kantonaler Lehrmittelverlag.
- SCHWAB, H., 1969/70: Lüscherz-Moos. Eine epipaläolithische Fundstelle im Bernischen Seeland. JbBHM 49/50: 207–230.
- STÖCKLI, W.E., SUTER, P.J., 1976: Die Ausgrabung von Twann (Kanton Bern, Schweiz) und ihre Bedeutung für die Chronologie der Cortaillod-Kultur. Archäologisches Korrespondenzblatt 6: 277–284.
- WYSS, R., 1973: Wirtschaft und Gesellschaft in der Jungsteinzeit. Monographie zur Schweizer Geschichte 6. Bern: Francke.
- ZIMMERMANN, H.W., 1963: Die Eiszeit im westlichen zentralen Mittelland (Schweiz). Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft Solothurn 21: 3–143.

DIE FRÜHEN METALLZEITEN

- BILL, J., 1973: Die Glockenbecherkultur und die frühe Bronzezeit im französischen Rhonebecken und ihre Beziehungen zur Südwestschweiz. Antiqua, Bd. 1, Basel.
- DEGEN, R., 1977: Mont Vully – ein keltisches Oppidum? Helvetia archaeologica 8 (Heft 32): 114–145.
- DRACK, W., 1958–1960: Ältere Eisenzeit der Schweiz. Kanton Bern, 1.–3. Teil, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Nr. 1–3, Basel.
- FISCHER, F., 1973: Keimelia. Bemerkungen zur kulturgeschichtlichen Interpretation des sogenannten Südimports in der späten Hallstatt- und frühen Latène-Kultur des westlichen Mitteleuropas. Germania 51: 436–459.
- GALLAY, G., 1971: Das Ende der Frühbronzezeit im Schweizer Mittelland. JbSGU 56: 115–138.
- MAIER, F., 1979/80: Die frühbronzezeitlichen doppelschaftigen Nadeln der Schweiz. JbBHM 1974/78 (im Druck).
- OSTERWALDER, Chr., 1971: Die mittlere Bronzezeit im schweizerischen Mittelland und Jura. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. 19, Basel.
- PBB 1854–1930: Pfahlbauten, 1.–12. Bericht, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 9–30.
- PRIMAS, M., 1977: Beobachtungen zu den spätbronzezeitlichen Siedlungs- und Depotfunden der Schweiz, in: Festschrift Walter Drack zu seinem 60. Geburtstag. Stäfa: Verlag Th. Gut & Co.: 44–53.
- RUOFF, U., 1974: Zur Frage der Kontinuität zwischen Bronze- und Eisenzeit in der Schweiz. Basel: Verlag Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte.
- RYCHNER, V., 1979: L'âge du Bronze final à Auvernier. Cahiers d'Archéologie Romande, Vol. 15, Lausanne (im Druck).
- SCHWAB, H., 1975: Châtillon-sur-Glâne. Ein Fürstensitz der Hallstattzeit bei Freiburg im Üchtland. Germania 53: 79–84.
- SCHWAB, H., 1976a: Un oppidum de l'époque de Hallstatt près de Fribourg en Suisse. Mitteilungsblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 7 (Heft 25/26): 2–11.
- SCHWAB, H., 1976b: Erforschung hallstattzeitlicher Grabhügel im Kanton Freiburg. Mitteilungsblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 7 (Heft 25/26): 14–33.

- SCHWAB, H. et. al., 1977: Drei hallstattzeitliche Flachgräber im Mühleholzli in Ried b. Kerzers, Festschrift Walter Drack zu seinem 60. Geburtstag. Stäfa: Verlag Th. Gut & Co.: 56–67.
- STRAHM, Ch., 1974: Der Übergang vom Spätneolithikum zur Frühbronzezeit in der Schweiz. *Preistoria Alpina* 10: 21–42.
- VOGT, E., 1942: Der Zierstil der späten Pfahlbaubronzen. *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 4: 193–206.
- VOGT, E., 1948: Die Gliederung der schweizerischen Frühbronzezeit, in: Festschrift für O. Tschumi. Frauenfeld/Zürich: 53–69, Verlag Huber & Co.
- VOGT, E., 1949/50: Der Beginn der Hallstattzeit in der Schweiz. *JbSGU* 40: 209–231.
- WYSS, R., 1974: Eine Doppelaxt aus Kupfer. *Helvetia archaeologica* 5 (Heft 17): 2–9.

DIE LATÈNE-ZEIT

- ALLEN, D.F., 1973: The Coins found at La Tène. *Études Celtiques* 13: 477–521.
- ALLEN, D.F., 1974: The Philippus in Switzerland and the Rhineland. *Schweizerische Numismatische Rundschau* 53: 42–73.
- BERGER, L., JOOS, M., 1977: Zur Wasserführung der Zihl bei der Station La Tène. Festschrift W. Drack zum seinem 60. Geburtstag. Stäfa: Verlag Th. Gut & Co.: 68–76.
- GRUETTER, H., 1973: Zur Entdeckung eines keltischen Frauengrabes in Bütigen/BE. *Helvetia archaeologica* 4 (Heft 16): 86–91.
- DE NAVARRO, J.M., 1972: The finds from the site of la Tène, Vol. I. Scabbards and the swords found in them, Part I/II. Oxford: University Press.
- VON KAENEL, H.-M., 1978: Archäologische Wanderung über den Jäissberg bei Biel (Petinesca) BE. *Archäologie der Schweiz* 1 (Heft 1): Beilage.
- SCHWAB, H., 1972: Entdeckung einer keltischen Brücke an der Zihl und ihre Bedeutung für La Tène. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 2: 289–294.
- SCHWAB, H., 1974: Neue Entdeckungen zur Topographie von La Tène. *Germania* 52: 348–367.
- TSCHUMI, O., 1940: Die ur- und frühgeschichtliche Fundstelle von Port im Amt Nidau. Biel: Verlag der Heimatkundekommission Seeland.
- VIOLLIER, D., 1916: Les sépultures du second âge du fer sur le plateau suisse. Genève: Georg & Co. SA.
- WYSS, R., 1954: Das Schwert des Korisios. Zur Entdeckung einer griechischen Inschrift. *JbBHM* 34: 201–222.
- WYSS, R., 1955: Funde aus der alten Zihl und ihre Deutung. *Germania* 33: 349–354.

DIE RÖMISCHE ZEIT

- BOEGLI, H., WEIDMANN, D., 1978: Nouvelles recherches à Aventicum. *Archäologie der Schweiz* 1 (Heft 2): 71–74.
- BOETTGER, B., 1975: Die Landwirtschaft in: Die Römer an Rhein und Donau. Wien, Köln, Graz: Verlag H. Böhlau Nachf.: 138–188.
- BOURQUIN, M., 1973: Der römische Wasserstollen bei Hagneck. *Bielerseebuch des Vereins Bielerseeschutz*: 87–92.
- EGLOFF, M., 1974: La barque de Bevaix, épave gallo-romaine du lac de Neuchâtel. *Helvetia archaeologica* 5 (Heft 19/20): 82–91.
- ETTLINGER, E., 1973: Die römischen Fibeln in der Schweiz. Bern: Francke Verlag.
- ETTLINGER, E., 1958/59: Die spätrömische Station auf der Kanincheninsel im Bielersee. *JbSGU* 47: 130–131.
- FREI-STOLBA, R., 1976 a: Die Schweiz in römischer Zeit: Der Vorgang der Provinzialisierung in rechtshistorischer Sicht. *Historia* 25: 313–355.
- FREI-STOLBA, R., 1976 b: Die römische Schweiz: Ausgewählte staats- und verwaltungsrechtliche Probleme im Frühprinzipat. *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt* II, Bd. 5, 1: 288–403.
- GROSJEAN, G., 1963: Die römische Limitation um Aventicum und das Problem der römischen Limitation in der Schweiz. *JbSGU* 50: 7–25.
- GROSJEAN, G., 1963: Anlage und Grundriss des Bieler Altstadt-kerns. *Neues Bieler Jahrbuch*: 5–19.
- GROSJEAN, G., 1974: Dorf und Flur im Amt Erlach. *Aus der Geschichte des Amtes Erlach*. Biel: Verlag der Heimatkundekommission Seeland: 233–261.

- VON GONZENBACH, V., 1963: Die Verbreitung der gestempelten Ziegel der im 1. Jahrhundert n.Chr. in Vindonissa liegenden römischen Truppen. *Bonner Jahrbücher* 163: 76–150.
- HARTMANN, M., 1977: Eine valentinianische Befestigung auf dem Kirchhügel von Frick (Aargau). *Festschrift Walter Drack zu seinem 60. Geburtstag*. Stäfa: Verlag Th. Gut & Co.: 104–107.
- HOFFER, P., 1973: Die Frühzeit von Aarberg. Aarberg: Simba-Verlag.
- HOWALD, E., MEYER, E., 1940: Die römische Schweiz. Zürich: Verlag M. Niehans.
- VON KAENEL, H.-M., 1972: Die Fundmünzen aus Avenches, 1. Teil. *Schweizerische Numismatische Rundschau* 51: 47–128.
- VON KAENEL, H.-M., 1978: Das spätrömische Grab mit reichen Beigaben in der Kirche von Biel-Mett BE. *Archäologie der Schweiz* 1 (Heft 4): 138–148.
- KELLER, H., 1973: Spätantike und Frühmittelalter im Gebiet zwischen Genfer See und Hochrhein. *Frühmittelalterliche Studien* 7: 1–26.
- LIEB, H., 1959: Dritter Nachtrag zu CIL XIII, 40. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission: 140/41, Nr. 50.
- MEYER E., 1972: Römische Zeit, *Handbuch der Schweizer Geschichte* Bd. 1. Zürich: Verlag Berichtshaus: 55–92.
- MUELLER-WILLE, M., 1970: Die landwirtschaftliche Grundlage der Villae rusticae. *Germania Romana* III, *Gymnasium Beiheft* 7: 26–42.
- SCHULPRAXIS, 1973: Zur Siedlungs- und Sozialgeschichte der Schweiz in römischer Zeit. *Schulpraxis* 7/8: 141–180.
- SCHWAB, H., 1972/73: Die Streuung der römischen Villen im Kanton Freiburg. Einige Gedanken zum Siedlungsbild in römischer und nachrömischer Zeit. *Freiburger Geschichtsblätter* 58: 22–27.
- SCHWAB, H., 1973: Le Rondet, eine römische Militärbrücke im Grossen Moos. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 3: 335–343.
- STAEHELIN, F., 1948: Die Schweiz in römischer Zeit. Basel: B. Schwabe & Co.
- VEGAS, M., 1975: Aco-Becher in: Die augusteische Gebrauchskeramik von Neuss. *Novaesium VI, Limsforschungen* 14: 8–12.
- VON VIETINGHOFF, A., 1975: Die Fundmünzen aus Avenches, 2. Teil. *Schweizerische Numismatische Rundschau* 54: 97–163.
- WALSER, G., 1964: Die römischen Durchgangsstrassen in der Schweiz. *Schweizerisches Archiv für Verkehrswissenschaft und Verkehrspolitik* 19, Nr. 2: 109–130.
- WALSER, G., 1967: *Itinera Romana, Die römischen Strassen in der Schweiz, I, Die Meilensteine*. Bern: Verlag Kümmerly und Frey.
- WEIDMANN, D., KAENEL, G., 1974: La barque romaine d'Yverdon. *Helvetia archaeologica* 5 (Heft 19/20): 66–81.
- WELLS, C.M., 1972: *The German Policy of Augustus – An Examination of the Archaeological Evidence*. Oxford: Clarendon Press.

DAS FRÜHMITTELALTER

- ANDRIST, D. und HUG, E., 1957: Die Gräberfunde in der Kirche von Pieterlen, in: *Erinnerungsschrift zur Renovation der Kirche Pieterlen (Pieterlen)*.
- BUETTNER, H. und MUELLER, I., 1967: *Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum*. Einsiedeln: Benziger Verlag.
- ETTLINGER, E., 1968: Spätrömische, graue Stempelkeramik in Vindonissa. *Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa*: 27–39.
- GLATTHARD, P., 1977: Ortsnamen zwischen Aare und Saane. *Sprache und Dichtung* Bd. 22. Bern und Stuttgart: Verlag P. Haupt.
- GROSJEAN, G., 1963: Anlage und Grundriss des Bieler Altstadt-kerns. *Neues Bieler Jahrbuch* 1963: 5–19.
- HEIERLI, J., 1905: Die archäologische Karte des Kantons Solothurn. *Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Solothurn*, Heft 2, Solothurn.
- HOFFMANN, D., 1973: Die Gallienarmee und der Grenzschutz am Rhein in der Spätantike. *Nassauische Annalen* 84: 1–18.
- KASSER, R., 1978: Castrum eburodunense-Yverdon. *Archäologie der Schweiz* 1 (Heft 2): 93–95.
- KELLER, H., 1976: Fränkische Herrschaft und alemannisches Herzogtum im 6. und 7. Jahrhundert. *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* 124: 1–30.
- KLAUI, P., 1954: Von der Ausbreitung des Christentums zwischen Untersee und oberem Zürichsee im 7. Jahrhundert. Zürich: Verlag H. Rohr. Wiederabdruck in: Paul Kläui, *Ausgewählte Schriften*. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich Bd. 43, Heft 1 (1964): 6–29.

- LEHNER, HJ., 1978: Die Ausgrabungen in der Kirche Biel-Mett BE. *Archäologie der Schweiz I* (Heft 4): 149–154.
- MARTIN, M., 1971: Bemerkungen zu den frühmittelalterlichen Gürtelbeschlägen der Westschweiz. *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 28:29–57.
- MARTIN, M., 1975: Die Schweiz im Frühmittelalter. Bern: AG Chocolat Tobler.
- MARTIN, M., 1978: Burgunden, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Bd. 4. Berlin: Verlag de Gruyter: 248–271.
- MARTIN, M., 1979: Die alten Kastellstädte und die germanische Besiedlung. *UFAS* Bd. 6: 97–132.
- MEISTERHANS, K., 1890: Älteste Geschichte des Kantons Solothurn bis zum Jahre 687, Solothurn.
- MEYER, E., 1969: Das römische Kastell Irgenhausen. *Archäologischer Führer der Schweiz* 3, Basel.
- MOOSBRUGGER-LEU, R., 1967: Die frühmittelalterlichen Gürtelbeschläge der Schweiz. *Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz*, Bd. 14, Basel.
- MOOSBRUGGER-LEU, R., 1971: Die Schweiz zur Merowingerzeit. Bern: Francke Verlag.
- MUELLER, R., 1973: Über die Wasserstände der Juraseen, in: SCHWAB, H., u. MUELLER, R., *Die Vergangenheit des Seelandes in neuem Licht*. Freiburg: Universitätsverlag: 155–176.
- SCHWAB, H., 1970/71: Waren Murtengebiet und Seeland im frühen Mittelalter Grenzland-Niemandsländ-Ödland? *Freiburger Geschichtsblätter* 57: 21–73.
- SCHWAB, H. und SPYCHER, H.P., 1977: Frühmittelalterliche Gräberfelder. *Ausstellungskatalog Freiburg (Fribourg)*.
- VOUGA, D., 1943: *Préhistoire du Pays de Neuchâtel des origines aux Francs*. *Mémoires de la Société Neuchâteloise des Sciences Naturelles* 7, Neuchâtel.
- WEIGOLD, H., 1948: Untersuchungen zur Sprachgrenze am Nordufer des Bielersees. *Romanica Helvetica* 24, Bern.
- WERNER, J., 1977: Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961 bis 1968. *Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte*, Bd. 23, München.

